



Bilder aus der deutschen Vergangenheit

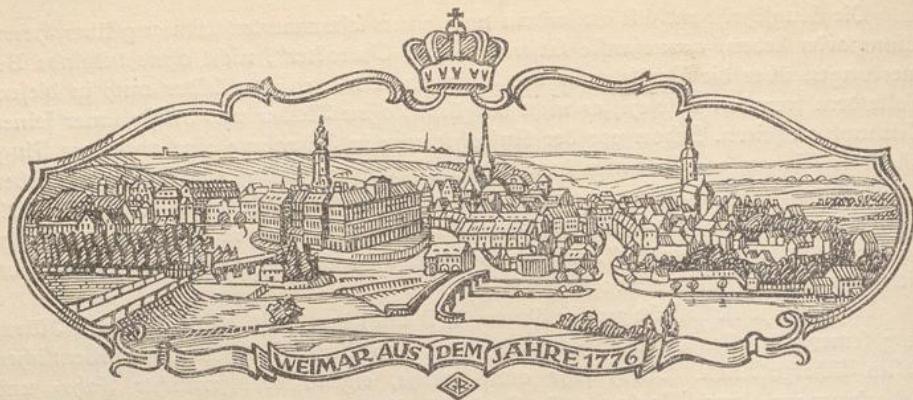
Aus neuer Zeit - 1700 - 1848

Freytag, Gustav

Leipzig, [ca. 1924]

VII. Aus den Lehrjahren des deutschen Bürgers. Langentehrte
Empfindung des Gedeihens im deutschen Bürgertum um 1790.
Verschiedene Grundlagen für Sittlichkeit und Tatkraft bei Adel, Bürgern
und ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79658](#)



VII. Aus den Lehrjahren des Deutschen Bürgers. (1790.)

Es ist im Jahre 1790, vier Jahre nach dem Tode des grossen Königs, das zweite Jahr, in welchem die Augen der Deutschen erstaunt auf die Zustände Frankreichs blickten. Aber nur einzelne sind es, welche durch den Kampf zwischen Volk und Königtum in der Hauptstadt eines fremden Landes gewaltsam aufgeregt werden; die deutsche Bildung des Bürgers hat sich von der französischen freigemacht, ja, Friedrich II. hat seine Landsleute gelehrt, die politischen Zustände des Nachbarlandes ohne Achtung anzusehen, man weiß sehr gut, wie notwendig in Frankreich grosse Verbesserungen der gesamten Verhältnisse sind, und die Gebildeten stehen auf Seiten der französischen Opposition. Doch die Deutschen sind vorzugswise mit sich selbst beschäftigt. Ein langentbehrtes Behagen ist in der Nation erkennbar, verbreitet ist die Ansicht, daß man in gutem Fortschritt sei, ein wunderbarer Geist der Neugestaltung durchdringt das gesamte Leben, der Handel ist im Aufblühen, der Wohlstand mehrt sich, die neue Bildung beglückt und erhebt, gefühlvoll wiederholt der Jüngling die Verse seiner Lieblingsdichter, freut sich vor der Schaubühne über die Darstellung grosser Tugenden und Laster und lauscht den entzückenden Klängen deutscher Musik. — Es war ein heraufringendes neues Leben, aber es war auch das Ende der guten Zeit. Noch mehrere Jahrzehnte später sah der Deutsche mit Sehnsucht auf die Friedensjahre seit dem Ende des Siebenjährigen Krieges zurück.

Man durfte um 1790 annehmen, daß eine Stadtgemeinde, an welcher kräftiger Fortschritt gerühmt wurde, in protestantischer Gegend lag. Denn sehr ungleich stand Bildung und gesellschaftlicher Zustand in den protestantischen und katholischen Landen, jedem Reisenden auffällig. Aber auch in derselben protestantischen Landschaft, innerhalb einer Stadtmauer sind die Gegensätze in der Bildung sehr auffallend. Der äussere Unterschied der Stände beginnt sich zu verringern, ein

innerer Gegensatz ist fast grösser geworden. Der Edelmann, der gebildete Bürger und wieder der Handwerker mit dem Bauer stehen in drei getrennten Kreisen, jedem sind die Quellen für Sittlichkeit und Tatkraft andere, sodaß sie uns erscheinen wie aus verschiedenen Jahrhunderten zusammengesetzt.

Noch tummelte sich am leichtesten und sichersten der Adel. Auch in ihm war ernster Geist, ein reiches Wissen nicht mehr selten, aber die Masse lebte vorzugsweise einem behaglichen Genuss, die Frauen im ganzen mehr als die Männer durch die Poesie und die grossen wissenschaftlichen Kämpfe der Zeit angeregt. Schon waren die Gefahren, welche eine abschließende Stellung bereitet, gerade in den anspruchsvollsten Kreisen der deutschen Grundbesitzer sehr sichtbar; der hohe und niedere Reichsadler war verhäßt und verspottet. Noch spielte er den kleinen Landesherrn in grotesken Formen, liebte, sich mit einem Hofstaat zu umgeben, von Gesellschaftsherren und Damen herab bis zum Türmer, dessen Horn oft bis über die engen Landesgrenzen die Kunde trug, daß der Herr sein Mittagsmahl einnehme, und bis zum Hofzwerg herab, der vielleicht in buntstreichigem Aufzug allabendlich sein unformliches Haupt im Familienzimmer verneigte und anmeldete, es sei Zeit, zu Bett zu gehen. Aber der Familienbesitz war nicht festzuhalten, ein Acker, ein Waldstück nach dem anderen fiel in die Hände der Gläubiger, die Geldverlegenheiten nahmen in vielen Familien kein Ende, und es nützte nichts, die schädhaften Zugbrüke aufzuziehen, um sich vor den modernen Feinden zu schützen, welche ein Erkenntnis des Reichskammergerichts oder des Reichshofrats überbrachten. Viele vom Reichsadler zogen sich in die Hauptstädte der geistlichen Staaten. In den fränkischen Bistümern, am Rhein, im Münsterlande bildeten sie eine Aristokratie, welche dem herben Urteil der Zeitgenossen nicht weniger reichen Stoff gab. Ihre Familien waren herkömmlich im Besitz der reichen Domstifter und wichtigeren Pfriunden, sie vorzugsweise blieben slavische Nachahmer des französischen Geschmacks in Tafel, Kleidung, Equipagen, aber ihr schlechtes Französisch, Dünkel und fade Unwissenheit wurden ihnen häufig vorgeworfen.

Auch die Ärmeren des landsässigen Adels waren in den Händen der Juden, zumal im östlichen Deutschland. Aber noch ging durch die Hände des Adels um 1790 der grösste Teil des Geldes, welches seinen Kreislauf im Lande machte. Auf ihren Gütern herrschten sie wie unabhängige Gebieter, als die gnädigen Herren des Landes, die Gutswirtschaft aber besorgte gewöhnlich der Amtmann. Selten bildete sich ein gutes menschliches Verhältnis zwischen den Herren und den tatsächlichen Verwaltern ihres Vermögens, deren Pflichttreue damals nicht in dem besten Rufe stand. Zwischen den Gutsherrn und den frönen Bauern gestellt, suchten die Verwalter häufig von beiden zu gewinnen, nahmen Geld von den Landleuten und erließen ihnen Hofdienste, und bedachten beim Verkauf der ländlichen Erzeugnisse sich nicht weniger als den Herrn⁴⁷.

Die Wintermonate verlebte der Landadel gern in der Hauptstadt seiner Landschaft, im Sommer war das modische Vergnügen Besuch der grossen und kleinen

Bäder. Dort wurde alle Stattlichkeit, deren die Familie mächtig war, entfaltet. Viel wurde auf Pferde und glänzende Wagen geachtet, der Adel benutzte noch gern sein Vorrecht, vierspännig zu fahren, dann fehlten auch wohl die Läufer nicht, welche vor den Rossen hertrabten, in bunter theatralischer Kleidung, mit Kaskett, die grosse Knallpeitsche übergehängt, in Schuhen und weißen Strümpfen. Bei Abendgesellschaften oder nach dem Theater hielt eine lange Reihe glänzender Wagen, viele mit Vorreitern, in den Straßen, und achtungsvoll sah der kleine Mann auf den Glanz der Herren. Noch unterschieden sie sich auch in der Kleidung durch reichere Stickerei, die weiße Plüme rund um den Hut, auf Maskeraden schätzten sie immer noch vorzugsweise den rosafarbenen Domino, den Friedrich II. 1743 für ein Vorrecht des Adels erklärt hatte. Manche der Reicher unterhielten auch Kapellen, kleine Konzerte waren häufig, und auf dem Gute wurde am Sonntag früh unter den Fenstern der Hausfrau der Morgengruß geblasen. Ein verhängnisvolles Vergnügen war das Spiel, zumal in den Bädern. Dort trafen die deutschen Gutsbesitzer damals am häufigsten mit Polen zusammen, den leidenschaftlichsten Hasardspielern Europas. Aber auch deutschen Gutsbesitzern begegnete zuweilen, daß sie Wagen und Pferde im Spiel verloren und in einem Mietwagen, verschuldet, nach Hause reisten. Solches Unglück wurde mit gutem Anstand getragen, sobald als möglich vergessen. — Im Glauben war ein grosser Teil des Landadels noch orthodox wie die Mehrzahl der Dorfpfarrer, die freieren Seelen aber hingen häufig in den Formen der alten französischen Aufklärung. Noch immer sandte Paris seine Modepuppen und Bilder, Hüte, Bänder und Kleider durch das vergnügte Deutschland. Aber auch die Mode bereitete allmählich auf die grosse Umwandlung vor, die Fischbeinröcke und Mülste fielen von den eleganten Damen ab, sie erhielten sich nur an den Höfen bei grosser Cour, die Schminke wurde stark angefochten, dem Puder war der Krieg erklärt, die Gestalten wurden schmäler und dünner, auf dem Haupt schwiebte über kleinen krausen Locken der idyllische Strohhut. Auch den Männern war der gestickte Rock mit Kniehosen, seidenen Strümpfen, Schnallenschuhen und dem kleinen Galanteriedegen nur noch die Festtracht, schon hatte der deutsche Kavalier mit der Freude an englischen Pferden und Bereitern auch den Rundhut, Stiefeln und Sporen erworben und wagte mit der Reitgerte in das Damenzimmer zu treten⁴⁸.

Häufig ist in den Familien des Adels ein unbefangener Lebensgenuss, fröhliche Sinnlichkeit ohne grosse Feinheit, viel höfliche Zuvorkommenheit und gute Laune, und die Gabe, welche jetzt immer weiter ostwärts zu weichen scheint, ein guter Erzähler zu sein, Anekdoten und zierliche Reden zwanglos der Unterhaltung einzuflechten, aber auch kleine Eulenspiegeleien geschickt zu wagen. Die sittlichen Anschauungen dieser Kreise, oft bitter gescholten, waren doch, wie es scheint, nicht schlechter, als sie unter Geniessenden zu sein pflegen. Die Naturen waren wenig zum Grübeln geneigt, selten durch schwere Gewissensbisse beunruhigt, auch das Ehrgefühl war dehnbar, doch mussten gewisse Rücksichten beobachtet werden. Innerhalb dieser Grenzen war man nachsichtig, in Spiel, Wein und Herzenssachen durften

sich Herren, ja, auch Damen, noch manches erlauben, ohne streng verurteilt zu werden, selten wurde dadurch ihr Leben gestört. Man ertrug, was nicht zu ändern war, mit Anstand, und fand sich auch nach leidenschaftlichen Verirrungen schnell wieder zurecht. Die Fertigkeit, das Leben des Tages angenehm zu fassen, war damals gewöhnlicher als jetzt; ebenso dauerhaft war die Lebenskraft, ein rühriger, unbefangener Sinn, der frische Laune bis in das späteste Alter zu bewahren weiß, und der nach einem Leben reich an Vergnügen und nicht frei von Kämpfen zwischen Pflicht und Neigung ein frohes und geachtetes Alter durchsetzt. Noch jetzt sind ältere Bilder aus jener Zeit nicht ganz unerhört, Männer und Frauen, deren naive Frische und unbefangene Heiterkeit im höchsten Alter erfreuen.

Unter dem Adel sass das Landvolk und der kleine Bürger, aber auch der niedere Beamte mit der Auffassung des Lebens, welche im Anfange des Jahrhunderts über die Deutschen geherrscht hatte. Noch war ihr Leben arm an Farben. Man täuscht sich, wenn man meint, daß um das Ende des Jahrhunderts die Aufklärung bereits vieles in den Hütten der Armen, zumal auf dem Lande, gebessert hatte. In den Dörfern waren allerdings Schulen, aber häufig war der Lehrer ein früherer Bedienter des Gutsherrn, ein armer Schneider oder Leinweber, der sich so wenig als möglich von seinem Handwerk trennen wollte, vielleicht seine Frau den Unterricht besorgen ließ. Sogar die Polizei des flachen Landes war noch ohnmächtig, die Umhertreiber auf dem Lande waren eine schwer zu tragende Last. Zwar fehlte es nicht an den strengsten Verordnungen gegen das umlaufende Gesindel: Dorfwachen auch bei Tage, Straßenreiter, jeder Bettler sollte sofort angehalten und nach seinem Geburtsort geschafft werden; aber die Dorfwache wachte nicht, die Gemeinden scheuteten die Unkosten der Weiterbeförderung oder fürchteten gar die Rache der Aufgegriffenen, die Straßenreiter achteten lieber auf die Fuhrleute, welche verbotene Wege fuhren, weil diese Strafe bezahlen konnten. Sogar in Kursachsen wurde darüber geklagt.

Noch hing der Landmann treu an seiner Kirche, in den Hütten der Armen wurde viel gebetet und gesungen, häufig war fromme Schwärmerei, immer noch erstanden Erwachte und Propheten unter dem Landvolk. Zumal in den Gebirgslandschaften, wo die Gewerbtätigkeit sich massenhaft in ärmlichen Hütten festgesetzt hatte, unter Holzarbeitern, Webern und Spiezenklöpplern des Erzgebirges und der schlesischen Bergtäler war ein frommer, gottergebener Sinn lebendig. Wenige Jahre später, als die Kontinentalsperre durch Verhinderung der Ausfuhr die Tätigkeit der Armen verstörte, bewiesen sie unter Hunger und Entbehrungen, die oft an das Leben gingen, daß ihnen ihr Glaube die Fähigkeit zu dulden und zu entsagen gab.

Zwischen dem Adel und der Masse des Volkes stand nach der Auffassung jener Jahre das höhere Bürgertum: Gelehrte, Beamte, Geistliche, große Kaufleute und Fabrikbesitzer. Auch sie waren von dem Volk durch eine Vergünstigung geschieden, deren Bedeutung unsere Zeit nicht mehr versteht: sie waren militärfrei. Der härteste Druck, welcher auf den Söhnen des Volkes lastete, ihre Kinder empfan-

den ihn nicht. Auch der fähige Sohn des Bauern oder Handwerkers durfte studieren, aber dann lag ihm ob, vorher eine Prüfung zu bestehen, „das Genieexamen“, ob sich auch seine Befreiung vom Heerdienste lohne. Dem Sohn des Studierten oder Kaufmanns aber galt es für besonders schmachvoll, wenn er nach gelehrter Schulbildung so weit herunterkam, daß er den Werbern in die Hände fiel. Sogar der menschenfreundliche Kant verweigerte einen Gelehrten zur Beförderung zu empfehlen, weil er die „Niederträchtigkeit“ gehabt habe, seinen Soldatenstand so lange ruhig zu ertragen⁴⁹.

In diesem Kreise, der sich auch äußerlich durch Tracht und Lebensweise vom Bürgersmann unterschied, war damals bereits der beste Teil der nationalen Kraft zu finden. Er war im Besitz der freiesten Bildung jener Zeit. Er umschloß Dichter und Denker, erfindende Künstler und Gelehrte, alle, welche auf irgendeinem Gebiet des geistigen Lebens als Führer und Bildner, als Belehrende und Beurteilende Einfluß gewannen. Ihm hatten sich viele vom Adel angeschlossen, die selbst Beamte wurden oder ein reicheres Geistesleben hatten. Sie waren zuweilen Mitarbeiter, häufig geistvolle Begleiter und wohltuende Förderer der idealen Bestrebungen.

In jeder Stadt bestanden jetzt die Angesehenen aus solchen Gebildeten. Sie waren Schüler des großen Philosophen von Königsberg, ihre Seele war angefüllt mit den poetischen Gestalten der großen Dichter, mit den hohen Errungenschaften der Altertumswissenschaft. Aber in ihrem Leben war noch ein Zug von Strenge und Ernst, nicht leicht und fröhlich wurde die Pflicht geübt. Die Auffassung der Wirklichkeit schwankte zwischen idealen Forderungen und einer ängstlichen, oft kleinlichen Pedanterie, welche sie auffallend und nicht immer zum Vorteil von dem Edelmann unterschied.

Es ist eine Eigenheit der modernen Bildung, daß die treibende geistige Kraft sich in der Mitte der Nation, zwischen der Masse und den erblich Bevorrechten ausbreitet, nach beiden Seiten belebend und umformend; je mehr sich ein Kreis irdischer Interessen von dem gebildeten Bürgertum trennt, desto weiter entfernt er sich von allem, was dem Leben Licht, Wärme und sichern Halt verleiht. Wer in Deutschland eine Geschichte der Literatur, Kunst, Philosophie und Wissenschaft schreibt, der behandelt in der Tat die Familiengeschichte des gebildeten Bürgertums.

Und sucht man das Besondere, was die Männer dieses Kreises verbindet und von anderen unterscheidet, so ist es nicht zumeist ihre praktische Tätigkeit in glücklicher Mitte, sondern ihre Bildung durch die lateinische Schule. Darin liegt der unübertragliche Vorzug, das letzte Geheimnis ihres Einflusses. Niemand durfte das bereitwilliger anerkennen als der Kaufmann und größere Gewerbtätige, der sich von unten herausgearbeitet hatte und in ihren Kreis getreten war.

Mit Verwunderung erkannte er, wie seine Söhne unter der Beschäftigung mit lateinischer und griechischer Grammatik eine Schärfe und Schlagfertigkeit im Denken und Sprechen erhielten, die selten andere Tätigkeit dem heranwachsenden Manne gewährt. Die naturwüchsige Logik, welche in dem kunstvollen Bau der alten

Sprachen so ausgezeichnet zutage kommt, welche schon früh den Scharfsinn und förderte das Verständnis aller geistigen Bildungen, die Masse des fremdartigen Sprachstoffs kräftigte unübertrefflich das Gedächtnis.

Noch mehr aber belebte der Inhalt jener entfernten Welt, welche dem Lernenden aufgeschlossen war. Noch immer stammte ein sehr großer Teil unserer geistigen Habe aus dem Altertum. Wer recht verstehen wollte, was um und in ihm lebendig wirkte, vielleicht längst Gemeingut aller Schichten des Volkes geworden war, der musste bis zu dem Quell hinabsteigen. Und die Bekanntheit mit einem großen abgeschlossenen nationalen Leben, das Verständnis einiger Lebensgesetze, seiner Schönheiten und Beschränktheit verlieh eine Freiheit im Urteil über Zustände der Gegenwart, die durch nichts anderes ersetzt werden konnte. Wem die Seele durch die Dialoge des Plato erwärmt worden war, der musste mit Verachtung auf den beschränkten Glaubenseifer der Mönche herabsehen, und wer mit Entzücken die Antigone in der Ursprache gelesen hatte, der durfte mit berechtigter Nichtachtung „die Sonnenjungfrau“ beiseite legen.

Das Wichtigste von allem aber war die besondere Art des Lernens auf lateinischen Schulen und Universitäten. Nicht das gedankenlose Aufnehmen eines überlieferten Stoffes, sondern das Selbstsuchen und Selbstfinden ist das Lebendewerkende in jedem Lernen. In den höheren Klassen des Gymnasiums und auf der Universität wurde der Studierende der Vertraute des suchenden Gelehrten. Gerade die Streitfragen, welche seine Zeit am meisten bewegten, die Forschungen, welche als unbeendet am kräftigsten anspannten, wurden ihm am liebsten mitgeteilt. So drang der Jüngling als ein frei Suchender in den Mittelpunkt des grünenden Lebens ein, und wie sehr ihn sein späterer Beruf von eigenem Forschen entfernt hielt, er hatte das beste und letzte Wissen, die höchsten Errungenschaften seiner Zeit in sich aufgenommen und war sein ganzes Leben lang in den großen Fragen der Wissenschaft und des Glaubens zum Urteil befähigt, indem er allen neuen Bildungsstoff nach den Gesichtspunkten, die er gewonnen, annahm oder abwies. Auch daß die gelehrtte Schule für das praktische Leben so wenig vorbereite, war keine stichhaltige Klage. Der Kaufmann, der seine Söhne von der Universität auf den Stuhl des Kontors nahm, bemerkte sehr bald, daß sie vieles nicht gelernt hatten, was jüngeren Lehrlingen sehr geläufig war, daß sie aber durchgängig mit spielender Leichtigkeit das Fehlende nachholten.

Dieser unendliche Segen der gelehrten Bildung war am Ende des 18. Jahrhunderts, seit die Philosophie und die Altertumswissenschaften hohe Bedeutung gewonnen hatten, der entscheidende Vorzug des deutschen Mittelstandes. In ihm liegt das Geheimnis der unsichtbaren Herrschaft, welche das gebildete Bürgertum seit dieser Zeit über das nationale Leben ausgeübt hat, Fürsten und Volk umbildend, sich nachziehend^{49a}.

Um 1790 hatte diese Art der Bildung so großen Wert und Bedeutung gewonnen, daß man wohl diese Jahre die fleissige Abiturientenzeit des deutschen



Gesellschaft am Spieltisch.

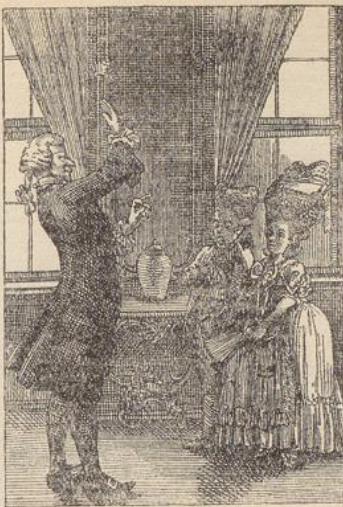
(Kupferstich von D. Chodowiecki aus: Voltaire, Candide. Berlin, 1778.)

Natürliche und affektierte Handlungen des Lebens.

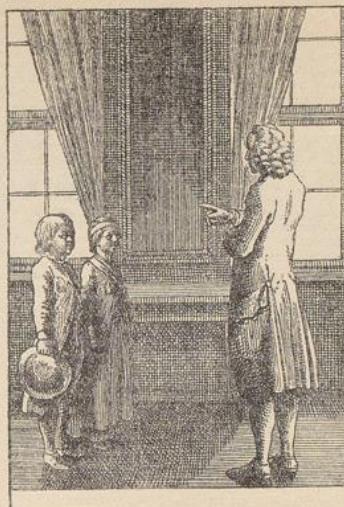
Heiratsanträge.

Narrheiten.

(Kupferstiche aus dem „Göttinger Taschen Calender“ 1778—1783 von D. Chodowiecki.)



*Der Unterricht
L'instruction*



*Der Unterricht
L'instruction*



*Die Unterredung
La conversation*



*Die Unterredung
La conversation*



*Das Gebeth
La priere*



*Das Gebeth
La priere*



*Der Spatier Gang
La promenade*



*Der Spatier Gang
La promenade*



*Der Grus
La reverence*



*Der Grus
La reverence*



*Der Tanz
La dance*



*Der Tanz
La dance*



Natur



Affection



*Empfindung
Sentiment*



*Empfindung
Sentiment*



Geschmack
Gout.



Geschmack
Gout



Kunst-Kenntnis
Connoissance des Arts



Kunst-Kenntnis
Connoissance des Arts



Böses Wetter
Mauvais temps



Böses Wetter
Mauvais temps



Reitbahn
Manège



Reitbahn
Manège



Heiraths Antrag des Landmanns
Proposition de Mariage du Villageois



Heiraths Antrag des Schulmeisters
Proposition de Mariage du Maître d'école



Heiraths Antrag des Predigers
Proposition de Mariage du Ministre



Heiraths Antrag des Arzts
Proposition de Mariage du Médecin



Heiraths Antrag des Pedanten
Proposition de Mariage du Pédant



Heiraths Antrag des Oden Dichters
Proposition de Mariage du Poète.



Heiraths Antrag des Alterthum Kenner
Proposition de Mariage de l'Antiquaire



Heiraths Antrag des Geitzigen
Proposition de Mariage de l'Auare



Heiraths Antrag des Kranken
Proposition de Mariage du Malade



Heiraths Antrag des Windbeutels
Proposition de Mariage du Sac à vent



Heiraths Antrag des Offiziers
Proposition de Mariage de L'officier



Heiraths Antrag des entführers
Proposition de Mariage du ravisseur



Der Polnische Webes.
Le Leftave Polonois.



Der Menoniste
Le Menonite.



Der Kerrnhuter
Le Kerrnhut.



Der Kuefster
Le Marguillier.



Der Fleischer
Le Boucher.



Der Sächter
Le Baillif.



Der Kutscher
Le Cocher.



Der Schuster
Le Cordonnier.



*Der Schneider
Le Tailleur.*



*Der Tanzmeister
Le Maitre a danser.*



*Der Fechtmeister
Le Maitre d'armes.*



*Der Einfaltipinzel
Le Nigaut.*



*Centi Folium Stultorum vom Pater
Abraham von Santa Clara
Astrologischer oder Nativität Narr.
Astrologue*



*Abergläubiger Narr
ou Superstitieux*



*April-Narr
Poisson d'Avril*



*Arznei-Narr
Malade imaginaire*



Baad-Narr.
Manie des Bains



Auführer-Narr.
Tou-fétilleur



Bau-Narr.
Mame de bâti.



Auffchneidrischer-Narr.
Fânsaron



Credit_Narr.
Folie de faire Credit



Complimentir_Narr.
Fou_Complimenteur



Verliebter_Narr
Fou amoureux



Calender_Narr.
Marie d'Almanac

Volkes nennen darf. Eifrig wurde gelernt, überall trat an die Stelle des alten maschinenmässigen Verfahrens anregende selbsttätige Arbeit. Menschenfreundlich rangen die Gelehrten danach, jedem Teil des Volkes Lehranstalten zu schaffen, welche seiner Bildungsstufe entsprachen, neue Wege des Unterrichts zu erfinden, durch welche mit geringen Lehrerkräften die größten Ergebnisse erreicht werden konnten. Belehren, bilden, aus der Unwissenheit herausheben, war der allgemeine Ruf. Nicht vorzugsweise, weil dies der gesamten Nation nützlich war. Denn in der frohen Empfindung eines idealen Inhalts standen die Gebildeten dem Volke gegenüber. Die Schönheit, welche sie genossen, die großen Gefühle, durch welche sie erhoben wurden, sie waren dem armen Volke versagt.

Freilich im stillen Herzen empfanden sie selbst ein Missbehagen. Die Tatsachen des Lebens, welches sie umgab, standen oft in schneidendem Gegensatz zu den idealen Forderungen, welche sie stellten. Wenn der Bauer wie ein Lasttier arbeitete, der Soldat vor ihren Fenstern Spießruten lief, dann blieb, so schien es ihnen, nichts übrig, als das Studierzimmer zu schließen und Auge und Sinn in Zeiten zu versenken, wo solche Barbarei nicht verlehrte. Denn noch war unerprobt, was die Vereinigung Gleichgesinnter zu großen Genossenschaften im Staat, in den Gemeinden, in jedem Kreise praktischer Lebensverhältnisse umzuformen vermöge.

So kam bei aller Menschenfreundlichkeit eine stille Entzagung auch in die Besten. Sie waren stärker und tüchtiger geworden als ihre Väter. Reiner waren die Quellen ihrer Sittlichkeit, strenger die Anforderungen, welche sie an das eigne Leben machten. Aber sie waren immer noch Privatmenschen. Die rege Teilnahme an dem Staat, an den höchsten Angelegenheiten der Nation war noch nicht ausgebildet. Sie hatten gelernt, in großem Sinne ihre Menschenpflicht zu tun, und sie stellten zuweilen grübelnd die natürlichen Rechte, welche der Mensch im Staate haben sollte, den Zuständen, unter denen sie lebten, gegenüber. Sie waren ehrenwerte, sittenstreng Menschen geworden, mit einer Ängstlichkeit, die uns wohl röhrt, suchten sie Gemeines von ihrer Seele fernzuhalten; aber die Manneskraft, welche sich im Zusammenwirken mit vielen Gleichgesinnten unter dem Einfluss großer praktischer Fragen entwickelt, fehlte ihnen noch zu sehr. Die Edelsten waren in der Gefahr, wo sie sich nicht in sich selbst zurückziehen konnten, mehr Opfer als Helden in politischem und sozialem Kampfe zu werden. Sehr auffallend wird diese Eigenschaft sogar in den Gebilden der Poesie. Fast alle Charaktere, welche die größten Dichter in ihren höchsten Kunstwerken frei erfanden, leiden an einem Mangel von Tatkraft, von eroberndem Mannesmut und politischem Scharfblick; sogar durch die Helden des Dramas, welches dergleichen am wenigsten verträgt, geht ein elegischer Zug, von Galotti, Götz und Egmont bis zum Wallenstein und Faust. Dasselbe Geschlecht, welches gerade damals mit bewunderungswürter Kühnheit und Freiheit den geheimen Gesetzen seines geistigen Lebens nachforschte, war noch unbeflissen und unsicher vor den Anforderungen der Wirklichkeit, wie ein Jüngling, der aus der Schulstube unter die Menschen tritt.

Noch war die Weichheit der Empfindung und das Bedürfnis, auch bei unbedeutender Veranlassung große Gefühle zu haben, nicht aus den Seelen geschwunden. Aber diese herrschende Anlage des 18. Jahrhunderts, welche ihre Absenker bis auf die Gegenwart fortgetrieben hat, war um 1790 bereits durch einen stärkeren Gehalt des geistigen Lebens gebändigt. Auch die Empfindsamkeit hatte seit der Zeit, wo sie aus dem Pietismus in das Leben troch, ihre kleine Geschichte gehabt. Zuerst war die arme deutsche Seele von allem stark erregt worden, sie hatte sich leicht jämmerlich gefühlt und einen anspruchslosen Genuss darin gefunden, die Tränen auf der eigenen Wange zu beobachten. Dann wurde ihr die Gefühlsseligkeit bur- schikosser und herzhafter.

Wenn lustige Gefährten im Jahre 1750 mit der Extrapost durch ein Dorf kamen, wo die Einwohner vielleicht den Kirchhof mit Rosenstöcken bepflanzt hatten, so regte der Gegensatz zwischen dieser Blume der Liebe und dem Grabe die Phantasie der Reisenden so auf, daß sie eine Flasche Wein kaufsten, auf den Kirchhof gingen und, in dem Vergleich von Gräbern und Rosen schwelgend, ihren Wein austranken⁵⁰. Die studentenhafte Roheit, welche in solchem Behagen lag, wurde überwunden, als die Sitte feiner, und das Leben nachdenklicher geworden war. Wenn um 1770 zwei Brüder in sonnigem Tal unter blühenden Obstbäumen durch die Landschaft des Rheins fahren, dann ergreift wohl der eine die Hand des anderen, um ihm durch einen sanften Druck seinen Dank für die vielen Freuden zu bezeugen, die er in seiner Begleitung genießt; die beiden blicken einander voll zärtlicher Rührung an, eine selige Träne der ruhigen Empfindung steigt in beider Augen und sie fallen einander um den Hals oder, wie man damals sagte, sie segnen die Gegend mit dem heiligen Kusse der Freundschaft⁵¹. — Und wenn zu derselben Zeit eine Gesellschaft einen lieben Freund erwartet (nebenbei bemerkt, einen glücklichen Gatten und Familienvater), so sind auch hier die Empfindungen weit mannigfaltiger, und die Beschauslichkeit, mit welcher sie genossen werden, weit größer als bei uns. Der Hausherr eilt mit einem anderen Gast dem anrollenden Wagen an die Haustür entgegen, der ankommende Freund steigt bewegt und etwas betäubt ab. Unterdes kommt die liebenswürdige Hausfrau, welche allerdings von dem neuen Gast in früherer Zeit bewundert worden ist, ebenfalls die Treppe herab. Der Ankommene hat sich bereits mit einer Art von Unruhe nach ihr erkundigt und scheint äußerst ungeduldig, sie zu sehen; jetzt erblickt er sie und schauert vor Erregung zurück, kehrt sich dann zur Seite, wirft mit einer zitternden und zugleich heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde und schwankt zu der Hausfrau hin. Alles dieses wird von einem so außerordentlichen Ausdrucke begleitet, daß die Umstehenden sich an allen Nerven davon erschüttert fühlen. Die Hausfrau geht ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, anstatt ihre Umarmung anzunehmen, ergreift ihre Hände und bückt sich, um sein Gesicht darein zu verbergen; die Dame neigt sich mit einer himmlischen Miene über ihn und sagt mit einem Tone, den keine Clairon und kein Dubois nachzuahmen fähig sind:



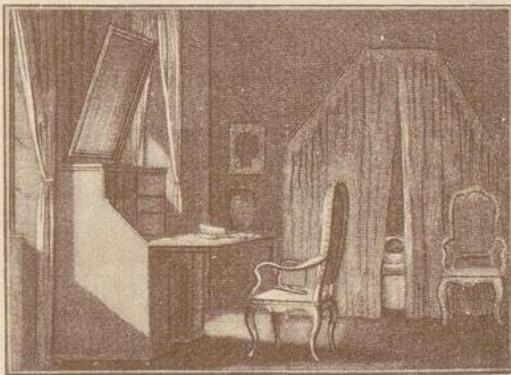
Werther in der adeligen Gesellschaft.
(Kupferstich von Geyser nach einer Zeichnung von D. Chodowiecki aus:
Goethe, Schriften. I. 3 A. Berlin, 1779.)



Entwurf eines „Werther“-Fächers.
(Zeichnung von D. Chodowiecki. Maße des Originals: 55,5 : 22 cm.)

V S. 350





Lotte, den Geschwistern Brot schneidend.

Sterbezimmer Werthers.

(Kupferstiche von D. Chodowiecki aus: Goethe, Werther. Traduit de l'Allemand.
Maestricht, 1776.)

„O ja, Sie sind es! Sie sind noch immer mein lieber Freund!“ Der Freund, von dieser rührenden Stimme geweckt, richtet sich etwas in die Höhe, blickt in die weinenden Augen seiner Freundin und lässt dann sein Gesicht auf ihren Arm zurück sinken. Keiner von den Umstehenden kann sich der Tränen enthalten: dem unbeteiligten Berichterstatter strömen sie die Wangen hinunter, er schluchzt und ist außer sich⁵². Und nachdem dies hervorsprudelnde Gefühl sich etwas gelegt hat, fühlen sich alle unaussprechlich glücklich, drücken einander oft die Hände und erklären die Stunden solchen Beisammenseins für die schönsten des Lebens. Und die so gebärdeten, waren immer noch massvolle Menschen, sie sahen mit Verachtung auf die Überspanntheit und Heuchelei herab, der die Schwächeren verfielen, welche über ein Nichts weinten und aus Tränen und Gefühlen einen Lebensberuf machten, wie der verschrobene Leuchsenring.

Aber kurz darauf erhielt das gefühlvolle Wesen einen harten Stoß. Goethe hatte im Werther das traurige Schicksal eines Jünglings dargestellt, der in diesen Stimmungen unterging; er hatte die Empfindsamkeit selbst weit edler und mässiger gefasst, als sie in seinen Zeitgenossen lebte. Zunächst freilich wurde seine Erzählung für die weicheren Naturen ein bildendes Buch, nach welchem sich ihre Gefühlseligkeit ins Hohe und Poetische hineinzog. Ungeheuer war die Wirkung, Tränen flossen stromweise, die Werthertracht wurde eine beliebte Kleidung empfindsamer Herren, Lotte der berühmteste Frauencharakter jener Jahre. In demselben Jahre 1774 redete sich zu Wehlar eine Anzahl zarter Seelen, Männer in hohen Ämtern und Damen, eine Feierlichkeit am Grabe des armen Jerusalems anzustellen. Sie versammelten sich des Abends, lasen den Werther, sangen die plagenden Arien und Gesänge auf den Toten. Man weinte tapfer, endlich um Mitternacht ging der Zug nach dem Kirchhof. Jeder war schwarz gekleidet, mit dunklem Flor im Gesicht, ein Wachslicht in der Hand. Wer dem Zug begegnete, hielt ihn für eine Prozession des höllischen Satans. Auf dem Kirchhof schloss man einen Kreis um das Grab des Toten, sang, wie berichtet wird, das Lied: „Ausgelitten hast du, ausgerungen“, ein Redner hielt dem Verblichenen eine Lobrede und sprach davon, daß Selbstmord aus Liebe erlaubt sei. Zuletzt wurde das Grab mit Blumen bestreut. Die Wiederholung wurde durch eine prosaische Obrigkeit verhindert⁵³.

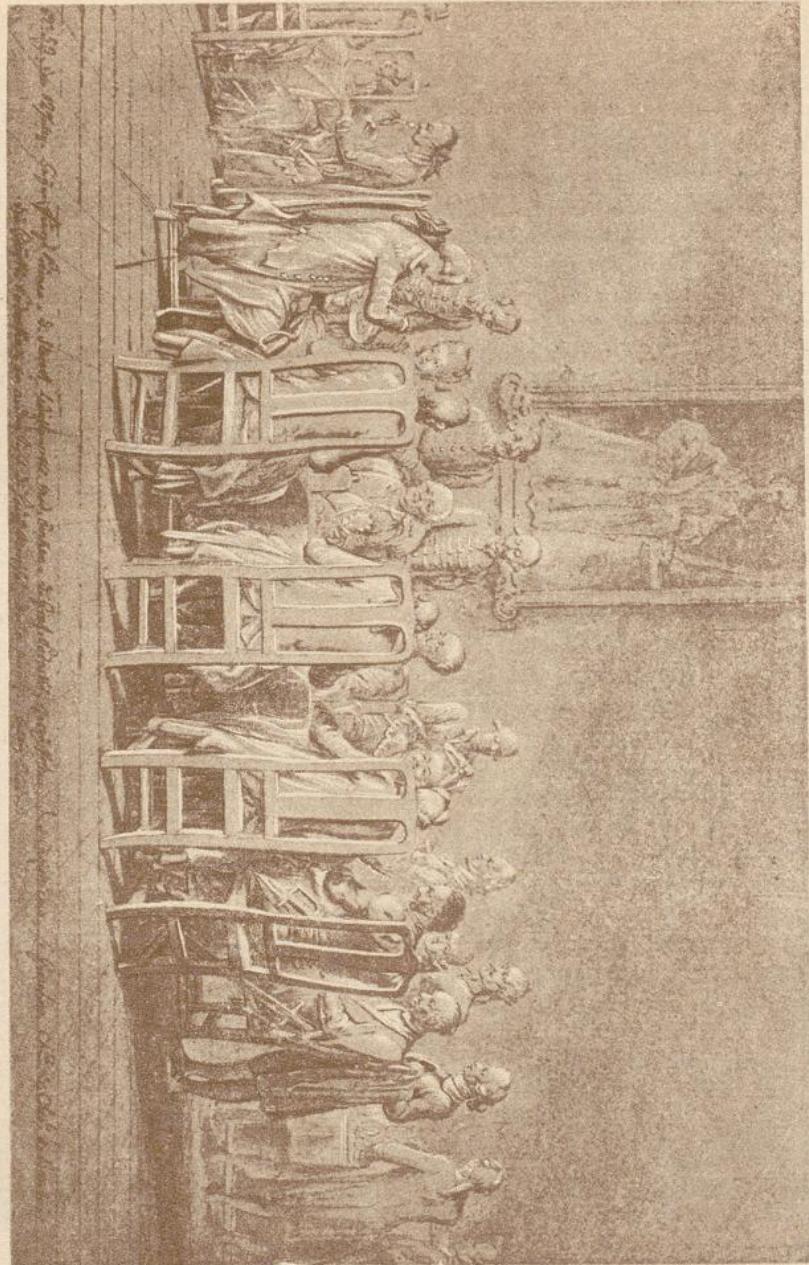
Aber der tragische Ausgang der Goetheschen Erzählung erschreckte auch den gesunden Menschenverstand. Das war kein Spiel mehr mit Blumen und Täubchen, es war erschütternder Ernst. Wenn ein anständiger Beamtensohn zu solcher Ausschweifung, wie Selbstmord, kommen konnte, dann hörte der Spaß auf. So wurde dasselbe Werk für kräftigere Naturen der Anfang einer Umkehr und leidenschaftlichen literarischen Fehde, wobei der Deutsche allmählich mit Ironie auf diesen Kreis von Stimmungen blicken lernte, ohne freilich ganz frei davon zu werden.

Denn es war nur eine Abart derselben Grundstimmung, wenn die Seelen, welche der Tränen und Seufzer müde geworden waren, sich zur Erhabenheit hinaufstimmten. Auch das Ungeheure erschien bewundernswert: in Übertreibungen

sprechen, das Gemeinste mit einem Aufwand von Kraft sagen, das Unbedeutende mit der Miene tun, als ob es etwas Unerhörtes sei, wurde eine Zeitlang Modetorheit der literarischen Kreise. Aber auch die Kraftmänner verloren sich. Um 1790 sah man wieder mit Lächeln auf die nächste Vergangenheit zurück und befriedigte sein Gemüt bei der hausbackenen und nüchternen Weise, in welcher Lafontaine und Iffland die Rührung handhabten.

Aus dieser Zeit soll hier das Aufwachsen einer Kinderseele dargestellt werden. Es ist ein — nicht gedruckter — Bericht über die eigne früheste Jugend, den ein besonders kräftiger Mann seiner Familie hinterlassen hat. Er enthält durchaus nichts Ungewöhnliches, nur anspruchslose Erzählung über die Entwicklung eines Knaben durch Lehre und Haus, wie sie in tausend Familien jener Jahre stattfand. Aber gerade das Gemeingültige der Mitteilung macht sie besonders geeignet, den Anteil des Lesers zu erwerben. Sie gibt zugleich einen belehrenden Einblick in das Leben einer Familie von aufsteigender Lebenskraft.

In den ersten Regierungsjahren Friedrichs des Großen lag zu Kleinden bei Leipzig ein armer Lehrer auf dem Totenbett, langer Ärger und Verfolgungen, die er durch seinen Vorgesetzten, einen heftigen Pfarrherrn, erduldet, hatten ihn auf das Krankenlager geworfen. Der geistliche Gegner suchte die Versöhnung mit dem Sterbenden; er gelobte dem Lehrer Haupt, für seine unerzogenen Kinder Sorge zu tragen, und er hielt Wort. Er brachte einen Sohn in das große Handelshaus Frege, welches damals im Aufblühen war. Der junge Haupt erwarb sich das Vertrauen seines Chefs; als er selbst eine Handlung in Zittau begründen wollte, machte das Haus Frege dem Vermögenslosen ein Darlehen von 10000 Talern. Das Jahr darauf schrieb der neue Kaufmann seinem Gläubiger, wie stark der Aufschwung seines Geschäftes sei, und daß er, um nicht in größte Verlegenheit zu kommen, dieselbe Summe noch einmal bedürfe. Der frühere Prinzipal sandte ihm das Doppelte. Nach acht Jahren hatte der Zittauer Kaufmann das ganze Darlehen zurückgezahlt, an dem Tage, wo er die letzte Summe absandte, trank er in seinem Haus die erste Flasche Wein. Der Sohn dieses Mannes, Ernst Friedrich Haupt — er, welcher hier von seiner Schulzeit im Vaterhause erzählen soll —, studierte die Rechte und wurde Syndikus, später Bürgermeister in seiner Vaterstadt Zittau, ein Mann von gewaltigem Wesen und tiefem Sinn, und selbst Gelehrter von umfangreichem Wissen; eine kleine Sammlung lateinischer Gedichte — Übersetzungen Goethescher —, welche von ihm gedruckt sind, gehört zu den feinsten und zierlichsten Mustern dieser Gattung von Poesie. Ernst war auch sein Leben. Seine großartige Kraft arbeitete unter immerhin beschränkten Verhältnissen mit einem Eifer, welcher sich selbst nie genug tat. Aber die Wucht seines energischen Wesens wurde bei den Anfängen der politischen Bewegungen im Jahre 1830 der jungen Demokratie unter den Bürgern lästig. Gerade in seiner Heimat fiel die Agitation in die Hände eines unholden Mannes, der später sich selbst durch schlechte Taten ein klägliches Ende bereitete. In dem Taumel der ersten Aufregung ließ sich die Bürgerschaft das treue



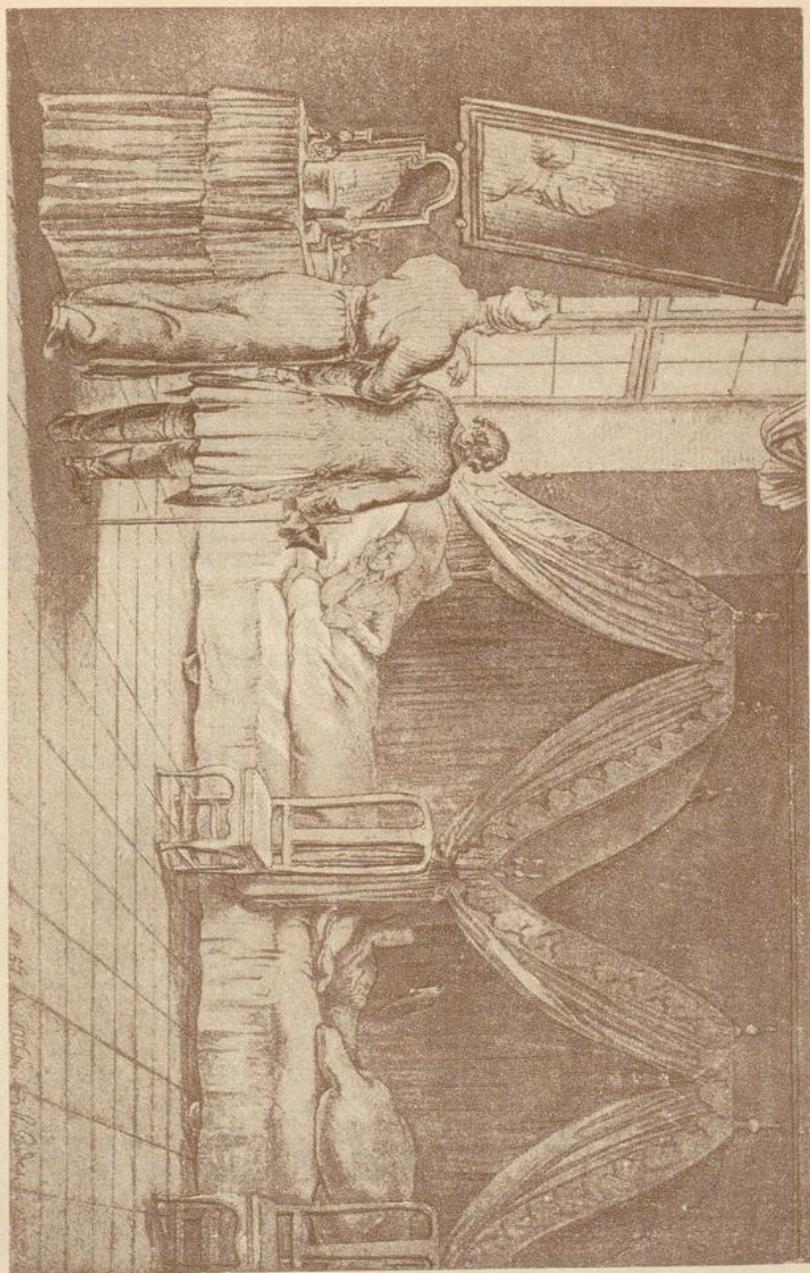
Dorndeine Tischgesellschaft. 18. Jahrhundert. (Diner bei dem Fürstprimas von Polen, Danzig.) (Tuschezeichnung von D. Chodowiecki aus dem Stichenbuch seiner Reise von Berlin nach Danzig 1773. Akademie der Künste, Berlin.)



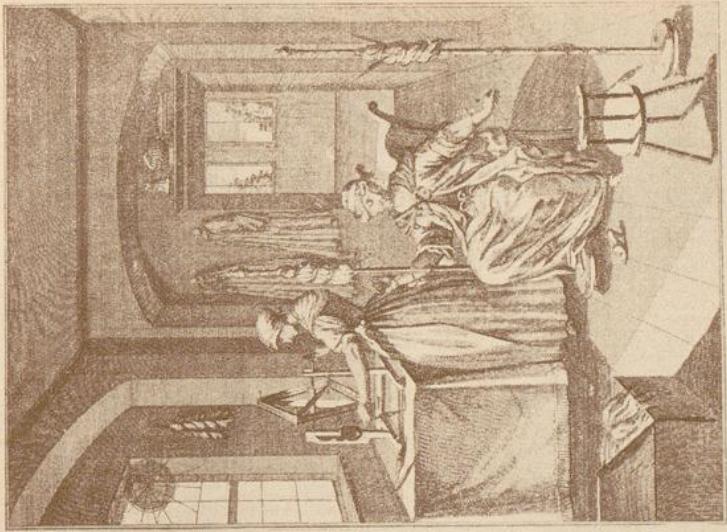
23*

Bürgerliche Tafelgesellschaft. 18. Jahrhundert. (Abendgesellschaft beim Pastor Borquet, Danzig.) (Tafelzeichnung von D. Chodowiecki aus dem Skizzenbuch seiner Reise von Berlin nach Danzig 1773. Akademie der Künste, Berlin.)

355



Wohnzimmer. 18. Jahrhundert. (Frau Gerdes, Danzig, „en petite santé“.) (Tuschzeichnung von D. Chodowiecki aus den Skizzenbüchern seiner Reise von Berlin nach Danzig 1773. Akademie der Künste, Berlin.)



Weihnachtseabend. 18. Jahrhundert.
(Radierung von D. Chodowiecki 1776. — Am Ende
des 18. Jahrhunderts war in Norddeutschland bei
der Weihnachtsfeier am Sankt Nikolauseuge noch
die Licherpyramide gebräuchlich, der Weihnachts-
baum wurde erst im 19. Jahrhundert üblich.)

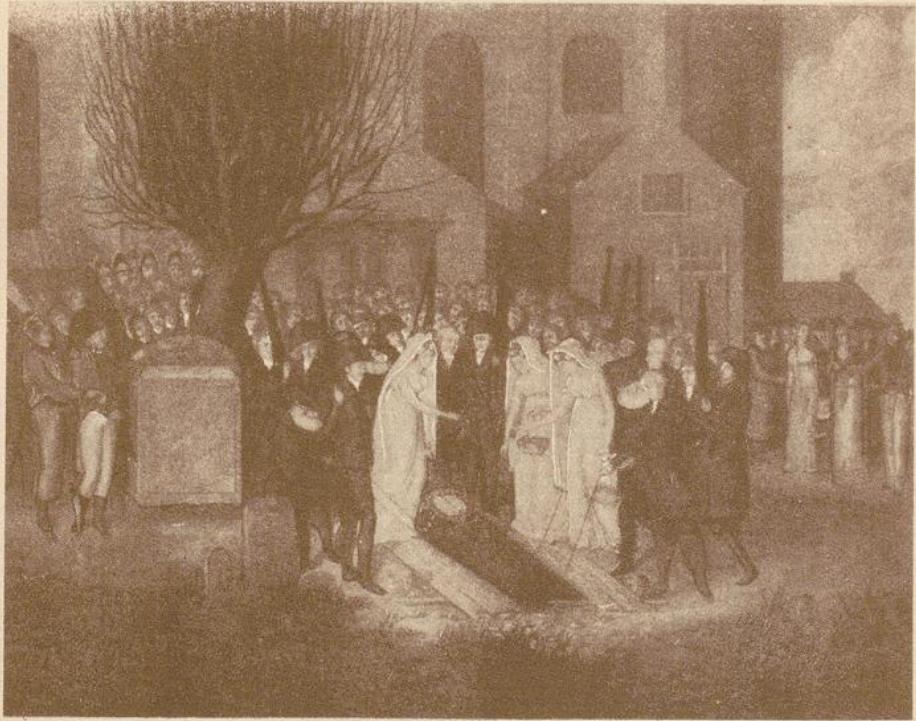
Mitgedesimmer. 18. Jahrhundert.
(Kupferstich Martin Engelbrecht Verlag Augsburg.)



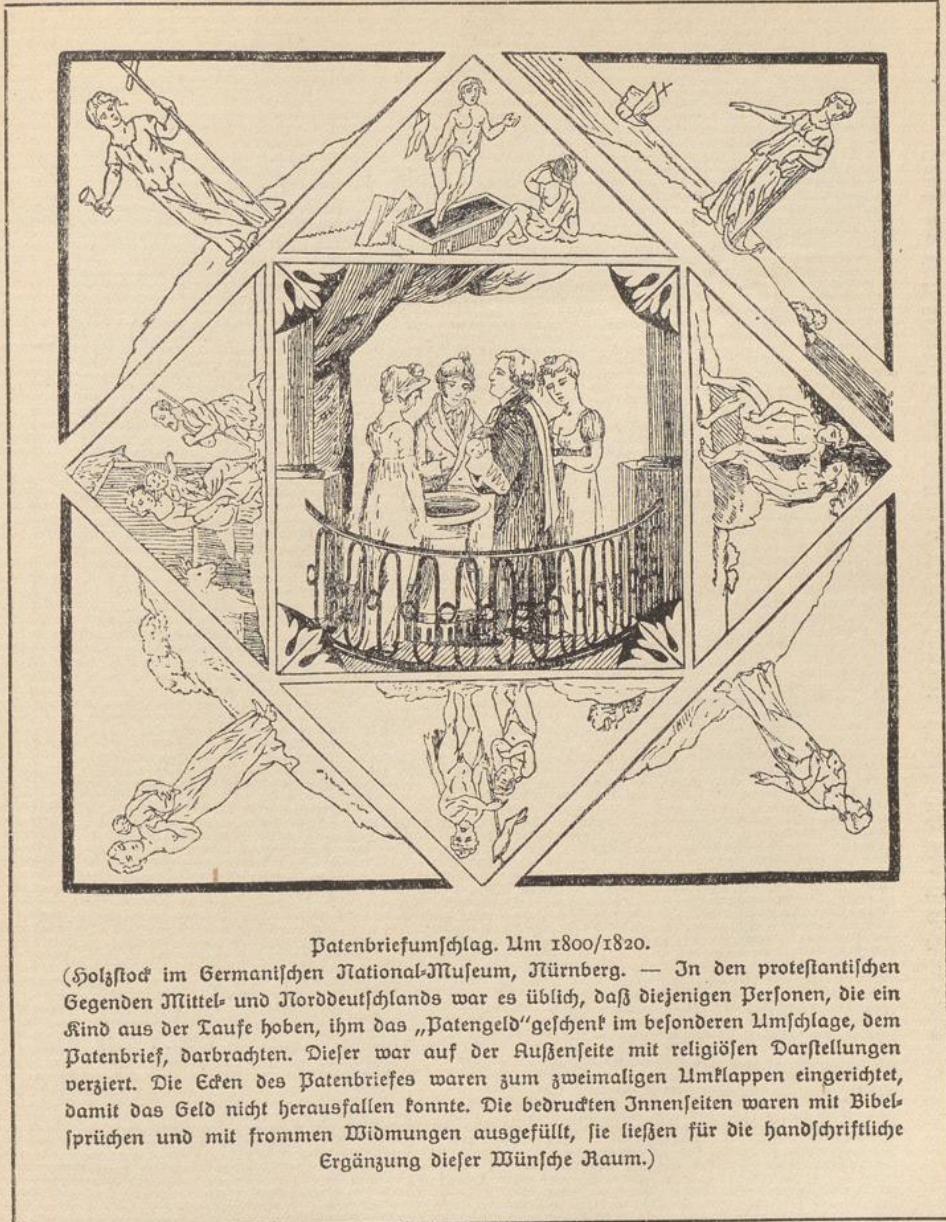
Stubenmädchen. Wien. 18. Jahrhundert.
(Kupferstich von Jacobé nach einem Gemälde von P. Nedenhainz. 1785.)



Kleinmädchen und Köchin. Hamburg. Anfang des 19. Jahrhunderts. (Kupferstich von C. Suhr aus: Chr. Suhr, Hamburger Gebräuche und Kleidertrachten. Hamburg, 1806.)

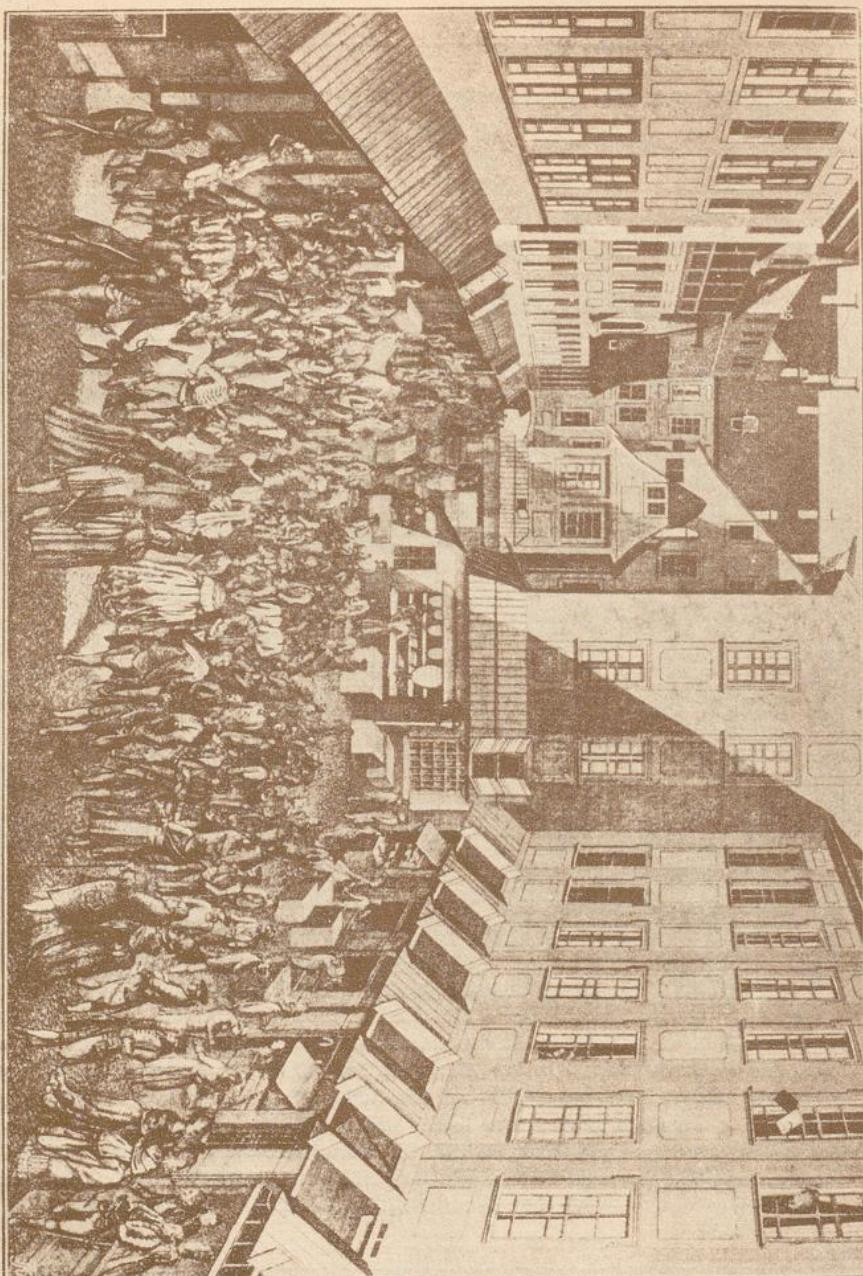


Begräbnis. (F. G. Klopstocks Bestattungsfeier 1803.) Anfang des 19. Jahrhunderts.
(Kupferstich von J. E. Freidhof nach einer Zeichnung von J. W. Tappe.)

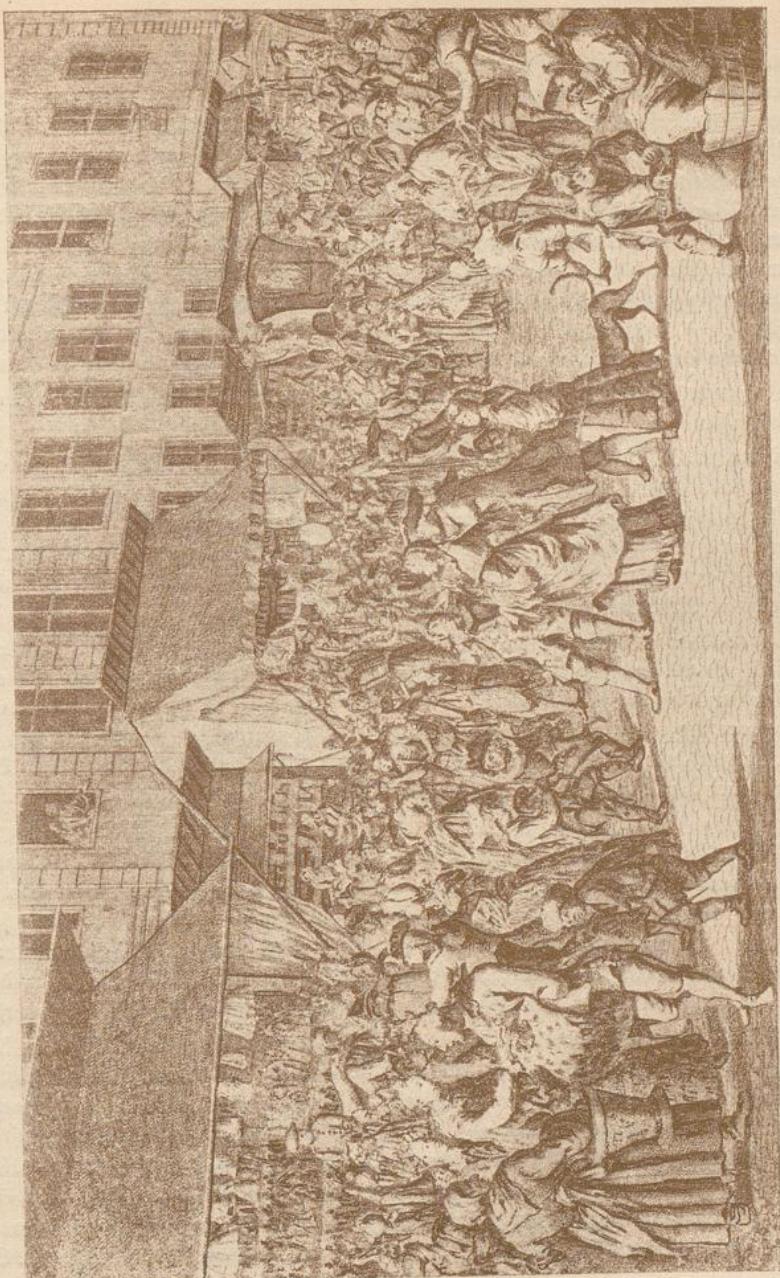


Patenbriefumschlag. Um 1800/1820.

(Holzstoc^k im Germanischen National-Museum, Nürnberg. — In den protestantischen Gegenden Mittel- und Norddeutschlands war es üblich, daß diejenigen Personen, die ein Kind aus der Taufe hoben, ihm das „Paten geld“ geschenkt im besonderen Umschlage, dem Patenbrief, darbrachten. Dieser war auf der Außenseite mit religiösen Darstellungen verziert. Die Ecken des Patenbriefes waren zum zweimaligen Umlappen eingerichtet, damit das Geld nicht herausfallen konnte. Die bedruckten Innenseiten waren mit Bibelsprüchen und mit frommen Widmungen ausgefüllt, sie ließen für die handschriftliche Ergänzung dieser Wünsche Raum.)



Auerbachs Hof, Leipzig, in der Messzeit, 18. Jahrhundert. (Kupferstich von J. A. Rosmäler.)



Christmarkt. Berlin. 18. Jahrhundert. (Kupferstich.)

Verhältnis, in dem sie durch dreißig Jahre zu ihrem Vorstande gehalten hatte, verderben. Der stolze und strenge Mann wurde durch Lieblosigkeiten und Undank in tiefster Seele erschüttert, er zog sich von jeder öffentlichen Tätigkeit zurück, und keine Bitten und nicht die aufrichtige Reue, die seinen Mitbürgern nach kurzer Zeit kam, vermochten ihn, die herbe Kränkung jener Jahre zu vergessen, die sein Leben bis in das Mark ergriffen hatte. Wenn er still vor sich hinsehend durch die Straßen ging, eine schöne finstere Greisengestalt, dann — so erzählen Augenzeugen — zogen die Leute mit scheuer Ehrfurcht von allen Seiten die Mützen, er aber schritt, ohne rechts und links zu sehen, durch den Haufen. Von da lebte er als Privatmann seiner Wissenschaft. — Sein Sohn, Moriz Haupt, Professor an der Universität zu Berlin, wurde einer unsrer grössten Philologen, einer unsrer reinsten Männer.

So beginnt ein tüchtiger Mann aus der Zeit der Väter den Bericht über seine ersten Lehrjahre.

„Meine frühesten Erinnerungen fallen in den Herbst des Jahres 1776, als ich zweiundeinhalb Jahr alt war. Wir fuhren auf das Familiengut, ich saß auf meiner Mutter Schoß, und die sanfte Röte, die ihr Gesicht überzog, gefiel mir so wohl. Ich freute mich der Bäume, wie sie so schnell bei dem Wagen vorbeiliefen. Noch jetzt — dieselben Bäume stehen noch jenseits der Brücke — noch jetzt weht mich bei ihrem Anblicke diese Erinnerung aus der Unschuldswelt an.“

Schon vierunddreißig Jahre deckt die Gruft deinen heiligen Staub, Vollendete, uns so früh Entrissene! Sanft wie dein freundliches Gesicht musste deine Seele sein! — Ich kannte dich nicht. — Nur leise heilige Erinnerung ist mir geblieben, kein Gemälde von dir, kein Schattenriß, „nicht ein süß erinnernd Pfand“. Doch stand ich kurz vorher, ehe man mich, den noch nicht Siebzehnjährigen, nach Leipzig sandte, an der heiligen Stätte, die deine Asche birgt, und gelobte dir schluchzend, gut zu sein!

Wohl entsinne ich mich des Sonntag-Morgens, an welchem meine Schwester Rieckchen geboren ward. Eilenden Laufs — ich war eher aufgestanden als mein Bruder, und ungebeten in der Mutter Stube gelaufen — verkündete ich's jedem, den ich fand. Einige Tage nachher sah ich, daß alles um mich her weinte: „Die Mama geht weg“, rief händeringend unsere alte Pflegerin. „Weg? wohin denn?“ so fragte ich staunend. „In den Himmel!“ war die Antwort, die ich nicht verstand.

Meine Mutter hatte uns Kinder noch einmal um sich versammelt, zum letztenmal uns zu küssen, uns zu segnen. Meine Stiefschwester Jettchen, damals fast zehn Jahre alt, und mein vierjähriger Bruder Ernst hatten geweint: ich — so erzählte man mir oft zu meinem Grame — hatte den Kuss kaum abgewartet und mich schäkernd hinter meine Geschwister versteckt. „Fritz, Fritz,“ hatte meine Mutter lächelnd gesprochen, „du bist und bleibst ein loser Junge! Nun, lauf nur, lauf!“

Was ich vom Himmel und von der Auferstehung gehört, gab mir verworrene Gedanken, als werde die Mutter wohl bald erwachen und wieder bei uns sein. Einige

Zeit nachher sagte mir mein sehr viel verständigerer Bruder, als wir auf einem Stuhle kniend dem abendlischen Zuge der Wolken nachsahen und von der Mutter sprachen: „Nein! die Auferstehung ist etwas ganz anderes!“ Aber bald nach ihrem Begräbnistage — es war Sonntag — spielte ich abends vor der Hintertür des Hauses, und ein Bettler sprach mich an. „Die Mama ist gestorben“, rief ich, und entließ der Wärterin durch beide Höfe, um meinen Vater aufzusuchen, den ich traurig in seiner Stube sitzend fand. Er nahm mich und meinen Bruder bei der Hand und weinte. Das war mir fremd. „Also auch der Vater kann weinen, der doch so alt ist.“ — Überhaupt kam mir mein Vater, der doch damals kaum siebenundvierzig Jahre alt war, immer alt vor, weit älter, als z. B. ich in jetzt fast gleichem Alter auszusehen glaube. Aber in dem frühen Alter sehen Kinderaugen das meiste anders, und überdem hatte mein Vater finstre Augenbrauen, wie mir denn auch etwas Ähnliches zuteil worden ist.

Sechs Monate nach meiner Mutter Tode nahm mein Vater seine Schwester zu sich, und hierdurch änderte sich manches in unserm Tun und Treiben. Es war nicht mehr so stille bei uns als vorher. Süß ist mir noch jetzt die Erinnerung an die Erzählungen, mit welchen unsre Tante — von uns und aller Welt „Frau Mühme“ genannt — uns in den Abendstunden unterhielt. Sobald es dämmerte, zerrten wir sie mit Gewalt in ihren Stuhl, ringsum auf Stühlchen sassen wir Kinder und horchten auf. Von der Heimat unsres Vaters, von Leipzig, von unsern Groß- und Urgroßeltern ward hundertmal erzählt, und damals schon sehnte ich mich, Leipzig zu sehen, dessen Messen ich mir, sonderbar genug, wie eine große Treppe mit Papier behangen vorstellte.

Unbeschreibliches Vergnügen genossen wir, wenn wir abends bei Mondschein den Zug der Wolken betrachteten. Ein Fenster hatte die Aussicht auf den Berg und Gehölz. In jeder Wolkenform erblickten wir Menschen- oder Tiergestalten. Das Halbschauerliche erhöhte den Reiz, — und als ich im sechzehnten Jahre zum ersten Male Ossian las, und seine düst're Welt mit ihren Geistern, Nebeln und Gebilden vor mir vorüberging, da war ich wieder im Geist an jenem Fenster. So auch, wenn ich das Gedicht las: „Jetzt zieh'n die Wolken, Lotte, Lotte!“

Oft wurden auch von Besuchenden, wie ehedem fast in jeder Kinderstube, Geister- und Gespenstergeschichten erzählt, an denen wir uns nicht satt hören konnten. Dennoch und ungeachtet mancher Erzählende selbst daran glaubte, ist zu keiner Zeit meinem Bruder und mir ein Gedanke auch nur von Wahrscheinlichkeit des Erzählten beigegangen. Nie glaubten wir an Auffernatürliches, schon als fünfjährige Knaben stritten wir gegen Aberglauben. Dies verdankten wir unsrer Stiefschwester Jettchen, einem Mädchen von seltenen Geistesgaben. Sie stellte uns in einfachen Worten die lächerliche Seite der Märchen dar. Nichtsdestoweniger hatte das Schauerliche große Macht über uns, und wir waren oft in Angst, wenn wir genötigt wurden, im Finstern den langen Gang auf dem Vordersaal zu durchwandern.

Drei und ein halbes Jahr alt erhielt ich den ersten Unterricht. Mein Bruder konnte fast schon lesen, indes brachte ich es bald so weit, mit ihm ziemlich gleichen Schritt zu halten.

Ich wußte nicht zu sagen, daß wir M. Kreßschmar, unsern ersten Lehrer, geliebt hätten, denn er war zum Teil bizarr und teilte reichlich Kopfstücke aus. Es ist kaum glaublich, aber ich beteure es, daß ich im fünften Jahre schon mechanisch las und dabei an etwas ganz anderes dachte: z. B. an die Blumen in unserm Garten, an unsern kleinen Hund usw. Meine eigenen Worte hallten mir wie fremd in meine Ohren. Daher war ich auch oft im Traume, wenn eine Frage an mich erging. Nun folgte das Kopfstück, aber dann dachte ich wieder über das Kopfstück nach usw. Woran lag es also? Daran unstreitig, daß unser Lehrer die jugendliche Seele nicht für den Gegenstand zu gewinnen wußte. Mein Bruder war eine höchst seltene Ausnahme stillen Ernstes, und wer weiß, wie oft er dennoch, wenn ich auf die Schraube gebracht ward, ebenfalls zerstreut gewesen sein mag? —

Im fünften Jahre fingen wir auch an, das Lateinische zu lernen. Jettchen übersetzte schon flink den Cornelius und Phädrus, auch aus dem französischen Neuen Testamente. Wir Jungen lernten frisch weg nach Langens und Rausendorfs Grammatik, und längst schon machte ich, so nannten wir's, „kleine Exercitia“, ehe ich klar wußte, was ich trieb. Deutlich erinnere ich mich, daß es mir wie Schuppen von den Augen fiel, als ich, bald sechs Jahre alt, erfuhr, „es sei die Sprache der alten Römer, die wir erlernten.“ So war damals der Unterricht fast allgemein zu schaffen! —

Dennoch bin ich auch diesem Lehrer in mehrfacher Hinsicht Dank schuldig. Er lehrte uns richtig und gut lesen, und durch öfteres Rezitieren schöner Verse — er dichtete selbst nicht übel — flößte er uns frühzeitig Geschmack an Wohlklang und Harmonie ein. Viel, sehr viel Lieder, Fabeln &c. lernten wir auswendig. Auswendiglernen! ein jetzt veraltetes Wort, stand damals häufig in den Lektionsplänen, und hierdurch ist mein Gedächtnis so stark geworden. Wir wurden geübt, in einer Viertelstunde ganze Seiten zu memorieren, und oft lernte ich später beim Anziehen acht, zehn, auch zwölf Strophen. Kurz, im ganzen genommen nach damaligem Standpunkte der Pädagogik, war bei allen Mängeln nicht übel für uns gesorgt. — Auch das Herz blieb nicht unbedacht. Feddersens Leben Jesu war eine unserer Lieblingslektionen: dem Religionsunterricht lag Fedders Lehrbuch zum Grunde, welches noch heut unter die guten gehört. — Unser Gefühl für das Anmutige und Schöne ward noch auf andere Weise erweckt und erzogen. Damals machten die Weissischen Operetten mit Hillers Komposition großes Aufsehen. Kreßschmar spielte fertig das Klavier, und noch fertiger Violine. Meine Schwester Jettchen spielte ganz leidlich vom Blatte. So wurden nach und nach fast alle Weissischen Opern durchgespielt und durchgesungen, in die leichtern Arien stimmten wir Jüngeren nach dem Gehör ein. Mein Vater selbst hörte, bisweilen einstimmend, mit Vergnügen zu.

So verging mancher Herbst- und Winterabend. Traute Szenen der Häuslichkeit, wo seid ihr geblieben in den meisten Familien? Jammerlektüre, Ressource, Spiel tauschte man gegen euch ein!

Was wir von Gedichten lernten, deklamierten wir abends dem Vater, der Mußme, ja, im Notfall den Mägden vor: Stellen, die man uns erklärt hatte, erklärten wir dann wieder. Dies alles vereint erregte in mir die ersten Gedanken, mich den Studien zu weihen, und anfangs den Wunsch, Prediger zu werden.

Der Gespielen hatten wir mehrere. Es war allgemeine Sitte, daß Kinder zu Kindern Sonntags gebeten wurden, oder sich anmelden ließen. Man blieb abends zu Tisch und gewöhnte sich an Artigkeit gegen Erwachsene. Mich, als den Kleinsten unter allen, nahmen gewöhnlich die Hausväter und Mütter an ihre Seite. Überall herzliche Freundlichkeit. Auch diese Sitte ist — wenigstens in dieser Form — fast verschwunden. Den Alten mochten wir vielleicht bisweilen nicht ganz gelegen erscheinen, aber gewiß selten! Auch mein Vater sah es gern, wenn Kinder, oft sechs bis acht an der Zahl, zu uns kamen. Und damals blühte überall die Handlung. Gern gaben die Alten dem fröhlichen Völkchen ein Abendbrot, sie spielten auch wohl selbst mit. So freuten wir uns Montags sehr auf den nächsten Sonntag. Ist es ein Wunder, wenn ich noch jetzt mit Wonne an jene seligen Tage denke, deren Erinnerung mich anweht wie ein labender Blumenduft!

Bei aller jugendlichen Fröhlichkeit war ich doch oft sehr ernst gestimmt. Von unsrer Mutter, die damals drei Jahre tot war, ward oft gesprochen. Sterbesieder hatten wir in Menge gelernt, und ich dachte, sechs Jahre alt, gewiß öfter an Tod und Unsterblichkeit als mancher Jüngling, mancher Mann. Was aus dem Tiere nach dem Tode werde, daran hatte ich bis zu meinem fünften Jahre nicht gedacht. Da sah ich einen kleinen toten Hund im Stadtgraben und fragte unsern Lehrer. „Mit den Tieren ist's aus“, erwiderte er, welches mich unbeschreiblich traurig machte. Es war ein Sonntagabend, ich erzählte es unserer Pflegerin und weinte bitterlich.

Zu Ostern 1780 kam unser neuer Lehrer. Er besaß gute Kenntnisse und lebte sehr still und eingezogen, da er sich im geheim zu den Herrnhutern zählte. Wir hingen mit inniger Liebe an ihm, denn er widmete sich uns ganz. Mit keinem Menschen gingen wir lieber spazieren, und alle seine Gespräche waren belehrend, meist religiös. Das Streben, uns seinen Hang zu jener Sekte, die mein Vater hasste, zu verbergen, gab seinen Worten etwas Geheimnisvolles. Unsre Sitten gewannen viel durch ihn. So entwöhnte er uns, leichtsinnig Gott oder Jesum zu nennen, und bei seinem Abgänge nach zwei Jahren waren wir hierin so fest begründet, daß wohl Monate vergingen, ehe uns jener Missbrauch einmal entschlüpfte. Geschah es dennoch, so büßten wir es im stillen durch bittere Reue ab. Das fröhlichste Spiel verließen wir und beteten recht herzlich. — Freilich neigten wir uns endlich selbst zur Frömmelei hin, denn alle Weltlust ward verdammt, oder man sah schädliche Zerstreuung. Sogenannte Lesebücher, die an Romane auch nur angrenzten, taugten nichts. Selbst Gellert wurden seine Schauspiele als Jugendsünde angerechnet.

Spiel — Bälle — weltliche Konzerts — Werkstätte des Teufels! Nur Oratorien passierten. Komödien waren nun vollends die Sünde wider den Heiligen Geist. Mein Bruder, ohnehin zur Schwermut geneigt, ward weit stärker von diesen Meinungen ergriffen, er weinte oft im stillen um seine Sünden, wie er sagte. Ich beneidete ihn deshalb, hielt mich für einen Unwürdigen, ihn für ein Kind Gottes: aber mit allen Anstrengungen wollte es mir nicht gelingen, so korrekt zu sein! — Stets freute ich mich schon wehmütiger Rührungen, die mein weiches Herz oft ergriffen.

Dennoch, dennoch bleibt dir mein Dank geweiht, du guter, redlicher Lehrer! Du warst der treueste Hirte deiner kleinen Herde! Er lebt noch, den Achtzigen nahe. Seit dreißig Jahren sah ich ihn nur einmal, er schrieb mir aber im vorigen Jahre, als mein Bruder entschlafen war, voll Treue und Frömmigkeit. Ein Traum — auf Träume hielt er viel — hatte ihn am Sterbetage meines Bruders, „seines Ernsts“, in unser Haus geführt. Rührend ist es zu lesen, wie er mir versichert, seine Überzeugungen seien dieselben noch wie vor vierzig Jahren. —

Noch erinnere ich mich einer seligen Stunde. Er ging mit uns um die Stadt spazieren, und der Abendstern blinkte freundlich. „Was mögen die Leute dort oben wohl machen?“ sagte der Lehrer. Das war uns neu! Wir staunten freudig bewegt, als er uns sagte: es sei möglich, wahrscheinlich sogar, daß Gottes Güte auch andere Sterne lebenden, denkenden, ihn anbetenden Geschöpfen zum Wohnplatz angewiesen habe. Erfreut, erhoben, getröstet kehrten wir zurück. Es war das Gegenstück zu jener Traurigkeit, die mich befiehl, als ich hörte, mit den Tieren sei's aus! —

Am Weihnachtsabende 1780 starb unsere gesiebte Schwester Jettchen im vierzehnten Jahre. Neun Tage vorher spielten wir fröhlich, als sie plötzlich über Leibscherz klagte. Der Arzt nahm es leicht, und wahrscheinlich ward die wahre Ursache verkannt. Nach sieben Tagen verfiel sie sichtlich und ward totenbleich und matt. Sie verließ zum letzten Mal ihr Lager, um uns unsere Schreibbücher zuzureichen. Dennoch schien man ihren Tod nicht zu ahnen. Ach! er erfolgte am Weihnachtsabend früh um vier Uhr. Man weckte uns, sie noch einmal zu sehen. Laut weinend stürzten wir auf sie zu. Sie kannte uns nicht. „Gute Nacht! Jettchen!“ riefen wir, und mein Vater betete weinend. Unser Lehrer stand neben der Sterbenden und betete: „Nun nimm mein Herz und alles, was ich bin, von mir zu dir, du liebster Jesu, hin!“ (Aus dem Kottbuser Gesangbuch.)

Sie verschied unter diesem Flehen und lag da in himmlischer Heiterkeit. Meine kleine dreiundeinhalbjährige Schwester Riekkchen kam hinzu und sagte zur Leichenfrau: „Wenn ich sterbe, so lege sie mich auch in solch ein weißes Tuch, wie meine Jettel.“ Und siebzehn Jahre nachher tat es dieselbe Frau! —

Abends sollten wir nun die Weihnachtswünsche sagen. Jettchens Wunsch über gab mein Bruder, wie sie ihn — sehr schön — geschrieben. „Euer Vordermann fehlt“, sagte weinend mein Vater. Am dritten Feiertag ward sie begraben. Sie lag im weißen Gewande mit blaßroten Schleifen, einen Kranz im braunen Haar, ein kleines Kruzifix in der Hand. „Schlaf wohl!“ rief unsere alte Pflegerin, „bis dein

Heiland dich weckt! Wir konnten nicht sprechen, wir schluchzten nur. Oft erschien mir mein heißgeliebtes Jettchen im Traume, immer geschmückt, still und ernst. Einst bot sie mir einen Kranz. Dies nahm man als Zeichen, daß ich sterben würde, als ich bald nachher ernsthaft krank war. Aber seit meinen Kinderjahren ist mir's nur einmal so gut geworden, von ihr zu träumen! Sie liebte mich zärtlich! Vorzugsweise sogar!

Unsern Schmerz milderte die Zerstreuung, die uns ein neuer Bau meines Vaters gewährte. Ein neues Gartenhaus, Erweiterung und gänzliche Umgestaltung des Gartens hatte mein Vater schon längst gewünscht. In weniger als zwei Jahren war alles vollendet, und nun wurden die meisten Sommerabende dort zugebracht. Der Garten war früher schon unser Tummelplatz, und nun ward er vergrößert. Welche Lust, als wir beim Heben des neuen Gebäudes zum ersten Mal im Freien das Abendbrot aßen! Und wenn wir vollends bis zehn Uhr draußen blieben und unter dem Sternenhimmel umherzogen, oder mein Vater kleine Feuerwerke abbrannte! —

Im Mai 1782 verließ uns unser guter Lehrer, der das Rektorat in Seidenberg erhalten hatte. Unser Schmerz war groß, sehr groß! Er segnete uns: „Haltet ernst an der Lehre, die ich euch gegeben habe! Fürchtet Gott, und es wird euch wohl gehen!“ Dies waren seine letzten Worte. Ich warf mich aufs Bett und weinte ins Kissen.

Mein Vater war ein streng rechtlicher Ehrenmann. Aus bitterer Armut hatte er sich durch eigene Anstrengung zum Wohlstande erhoben. Rastlos tätig, dachte er nur darauf, seine Handlung zu behaupten, zu erweitern, vielen hundert Fabrikanten Erwerb zu verschaffen, und uns, seinen Kindern, ein unabhängiges Leben zu sichern. Er arbeitete täglich zehn, oft wohl auch elf Stunden, nur seine Baue zogen ihn bisweilen auf einzelne Stunden ab, sonst nichts in der Welt. Er war zum Kaufmann geboren, aber in einem bessern Sinn: kleinliche Nebenvorteile verschmähte er, und ich glaube, es wäre ihm unmöglich gewesen, Detailhändler zu sein. Nie benützte er die häufige Gelegenheit, durch Konkursvermittlung reicher zu werden; er wandelte stets auf gerader Bahn, und konnte zürnen, wenn seine Diener auf den Messen in seiner Abwesenheit die Käufer überteuerten. — Einfach, wie die Grundsätze seines Lebens, war sein Äußeres. Die Mobilien blieben fast unverändert: das ererbte Silberzeug behielt seine Form: nur auf feines Tuch hielt er und auf guten Rheinwein. Frugal war sein Tisch: die hohen Festtage abgerechnet, stets nur ein Gericht; abends oft nur Kartoffeln oder Rettich. Wein nur Sonntags, außer im Sommer abends auf dem Garten. Traktamente etwa jährlich eins, dann ließ sich aber Vater Haupt nicht schimpfen. Champagner konnte er nicht leiden, dieser kam sehr selten. Dagegen alter Rheinwein, Ungar und Bischof von Burgunder. Sonntägliche Spaziergänge ins Feld, dann und wann eine Spazierfahrt unterbrachen die sich immer gleiche Lebensweise. Übrigens war er gastfrei; sehr oft kamen auswärtige Handelsfreunde, und die Lieblingsfaktors nahm er von der Schreibstube nicht selten zum Mittagsmahl mit. Er sah es gern, wenn Bekannte ihn abends auf dem Garten besuchten. Er politisierte gern und hatte oft einen richtigen Blick in die

Zukunft. So ernst er war, konnte er doch sehr heiter sein und scherzte oft mit uns. Er war freigebig in hohem Grade, gab auch den Armen viel und unterstützte gern tätige Leute. Bisweilen überraschte ihn eine grosse Abneigung gegen den Gelehrtenstand, daher er nicht selten gegen das Stammbuchtragen der Schüler eiferte; dennoch gab er nie unter 1 Thlr. 8 Ngr., oft das Doppelte, ja Drei- und Vierfache. Alles Großtun war ihm fremd, verhasst jede Prahlerei mit Reichtum. Hörte er, daß seine Zunftgenossen eine solche Ostentation zeigten, so lächelte er höchstens satirisch; und nur selten, wenn es die Prahler allzu toll machten, konnte er sagen: „Es ist noch nicht aller Tage Abend“, oder: „Was der Mann nicht alles hat!“ allenfalls höchstens: „Nun, so ganz klein bin ich doch auch nicht!“ — Er war streng religiös, doch ohne Aberglauben, gegen den er, sowie gegen Pfaffentum, Priesterstolz und Gleisnerei laut eifern konnte. Er dachte über die wichtigsten Dinge heller, als er selbst wußte, ja, er erschrak gleichsam, wenn er sich selbst auf zu freien Ansichten, wie er meinte, ertappte. Rührend war mir's, als er einst in Leipzig während meiner Studienzeit über das Beichtwesen sich freimütig äußerte, und einlenkend mit grosser Bescheidenheit sagte: „Doch, ich rede wohl zu viel, Fritz? Ich weiß, daß ich kein tiefsinnender Mann bin.“ Er hatte als Jüngling selbst in Wolfs philosophischen Schriften gelesen, aber ihre Trockenheit nicht überwinden können. In seinen Urteilen über Menschen traf er, wie man sagt, den Nagel auf den Kopf; doch war er, wie alle rechtlichen Seelen, oft kaustisch, oft scharf und bitter. Hatte er einmal gesagt: „Der Kerl taugt nichts!“ so blieb es auch hierbei.

Bei seinen übergrossen Geschäften, wobei ihm kein Intelligenter, sondern nur Maschinenmenschen assistierten, sahen wir ihn freilich wenig. Er mußte uns dem Hauslehrer und dem weiblichen Personal anvertrauen. Daher kam es auch, daß wir mehr Ehrfurcht für ihn empfanden als traurliche Zärtlichkeit. Doch liebten wir ihn von Grund der Seele, und seine Grundsätze, seine Lehren, sein einfaches Leben wirkten wohltätig auf uns.

Unsre Tante hatte zwar ihre guten Stunden, doch gelang es ihr nie, sich unsre volle Liebe zu erwerben. Die Zänkerei mit den Mägden widerte uns um so mehr an, je mehr die abwechselnde Vertraulichkeit dagegen abstach; sie war Meisterin darin, die verdrießlichen Augenblicke des Vaters zu ihren Zwecken zu benutzen. Aber alles dieses wandte ihr unser Herz doch nicht ab, da sie uns eigentlich kein Leid antat, oft sogar sich unser gegen Misshandlung des neuen Lehrers annahm. — Es lag nur daran, daß sie nicht geeignet war, kindliche Herzen zu fesseln. Hierzu kam ihr Hass gegen unsre Pflegerin, an der wir mit voller Seele hingen, da sie uns vier mutterlosen Waisen ohne irgend einen Beistand auferzog. Aus einem besseren Stande — ihr Mann hatte grosse Rittergüter bei Wernigerode in Pacht gehabt —, war diese durch Krieg, Plünderung und eine Kette von Unfällen verarmt, ihr Mann war gestorben, und ihre Kinder waren teils in die Welt gegangen, teils bei Verwandten untergebracht. Sie war ein vorzüglicher Weiberkopf, hatte klaren Verstand, unendliche Gutmütigkeit, Heiterkeit und treffenden Witz. Wenn es wahr

sein sollte, daß auch ich bisweilen launige Einfälle habe, so gebührt ihr an der Ausbildung der Anlage bestimmter Anteil. Wohl erinnere ich mich, daß ich halbe Stunden lang mit ihr bonmotisierte, ganze Allegorien wurden durchgeführt. „Mit dir kann man doch spass'en“, mit dieser Zensur ward ich oft belohnt. Dabei war sie anstellig zu tausenderlei Dingen und wußte stets Rat. Sie war den Stillen im Lande ebenfalls nicht abgeneigt, welches durch ihre großen Leiden, deren Kelch sie in vollem Maße leeren mußte, erkärbbar ward. Aber ihr Herz war rein und fromm, und sie erhielt in uns noch den Eindruck von unseres früheren Lehrers Ermahnungen, als sein Nachfolger durch Lehre und Wandel sie fast ausgerottet hätte. Mehrere ihrer Verwandten, auch ein Schwiegersohn, waren Wundärzte gewesen, und sie hatte als Mädchen schon hierin Beistand geleistet. Daher besaß sie mehr als gewöhnliche Kenntnisse, und ein Chirurg erstaunte, als sie meines Bruders Fuß, den er sich ausgefallen, geschickt wieder einrichtete. Die Osteologie verstand sie vollständig. Freilich mochte sie sich bisweilen zu viel zutrauen; indes heilten doch ihre Mittel sehr bald, und als die Chirurgen vier Monate an einer Quetschung, die meines Bruders Fuß bei jenem Unfall erlitten, vergeblich kurierten und vom Knochenfräß sprachen, schüttelte sie den Kopf. Jene wurden fortgeschickt, und in vier Wochen war der Fuß geheilt.

Das Publikum traute ihr sogar Schwarzkünstelei zu; aber wir wußten, woran wir waren. „Ich hab' es meiner Frau geschworen (unserer Mutter), für euch mein Leben zu lassen, wenn ich euch nützen kann, und ich werde halten, was ich an ihrem Sterbebette gelobte! Friede sei mit ihrer Asche! Ihr Wunsch, unfern ihrer Frau zu ruhn, ist erfüllt worden! Kinder! wenn ich sterbe, nur eine Bitte! Legt mich in die Nähe eurer Mutter; ach, wenn ich unter die Dachtraufe der Gruft komme, ich bin zufrieden!“

So sah es aus in unserm Hause, als der neue Lehrer auftrat — in allem des früheren Gegenbild. Dieser einfach, schlicht und recht, das Böse meidend, jener ein leichter, lustiger Zierbengel, der — damals ein Wichtiges — mit der Lorgnette spielte und steife Glanzstiefeln trug, selbst wenn er predigte. Im Wissen unter dem früheren, im Glauben selbst nicht wissend, was er wollte. Jener wog die Worte, dieser fluchte sogar je und je ein wenig, und bald folgten seine Eleven ihm nach. Er tanzte, ritt, spielte in der Karte u. Summa ein ganz gewöhnlicher Magister! Aufbrausend, hart, tyrannisch bei unsren Fehlern, oder vielmehr — denn in der Sittlichkeit arbeitete er nicht sonderlich — tyrannisch bei kleinen Versehen in der Schule. Und wir lernten alle sehr gut, wußten mehr als alle unsere Gespielen, des bin ich ganz gewiß!

Viel fehlte nicht, daß er mir — den er vorzüglich hart behandelte, weil er meinen feurigen Sinn nicht verstand — die Wissenschaft verleidet hätte; indes aus jener Härte sog meine Natur Honig. Ich hatte oft Unrecht erlitten, hieraus schied sich das Gefühl für Recht in meiner Seele. „Besser Unrecht leiden als Unrecht tun!“ dies rief mir unsere Pflegerin oft zu. Und hieraus erblühte mein Eifer gegen Bedrückung, Gewalttaten und Unrecht aller Art. Früh schon empörte es alle-

Ließen meiner Seele, wenn ich Schuldlose misshandeln, Leidende noch tiefer kränken sah von gefühllosem Übermut! Selbst der Schuldige war mir und meinem Bruder heilig, wenn er bereute. Also war es heilsam, unverschuldet Härte zu erfahren! Und dennoch — so versöhnlich ist die reine Seele des Kindes — hätten wir den Mann nur auf Augenblicke. Ein freundliches Wort von ihm, ein Lob und alles war vergessen! —

Da mein Vater das stille Wesen nicht ganz billigte, so galt der neue Lehrer anfangs mehr bei ihm. Aber bald lernte er seinen Mann kennen, und Gott mag wissen, wie mein Vater selbst sich von diesem wertlosen Menschen fünf Jahre lang misshandeln lassen konnte; denn er schrieb ihm grobe Briefe, wenn etwa der Vater sich begehen ließ, etwas zu tadeln! Zu klagen wagten wir nicht, und der Vater stand doch nicht in eigentlich traurlichem Verhältnis mit uns. Wir litten also im stillen, und oft nicht wenig! Oft hab' ich, im eigentlichsten Sinne, mein Brot mit Tränen im bittersten Genuss gegessen!

Nachholen muß ich, daß mein erster Entschluß, Prediger zu werden, durch diesen Lehrer ausgerottet ward. „Jura, Jura!“ rief er oft. Was das heiße, schwiebte mir nur dunkel vor. Endlich auf einmal kam mir der Gedanke, als ich hörte, daß es auch juristische Professoren gebe. Nun blieb es dabei; mich zog also doch nur das Lehramt oder der Wunsch, öffentlich zu sprechen, an. Gibt es einen Beruf, so hätte ich also diesen gehabt! — G e h a b t!

So flossen die Jahre 1782 bis 1786 hin. Im Anfang des Jahres 1787 ward mein Bruder, noch nicht vierzehn Jahre alt, nach Chemnitz auf ein Kontor gebracht. Unaussprechlich schmerzlich war die Trennung. Wir liebten uns als Brüder, und so oft wir auch kleine Fehden hatten, woran ich mehr die Schuld trug als er, so ging doch nie die Sonne vor der Versöhnung unter. Nun folgt aber ein Hauptabschnitt meines Knabenalters.

Wohl ist es schön, das Bild eines vollendeten Hauslehrers! Mehr als Vater und Mutter leisten können, bewirkt ein edler, frommer, einfach lebender Lehrer voll Einsicht und sittlicher Kraft; nur daß unter Hunderten kaum einer ein solches Ideal darstellt.

Eine Last sank von meiner Brust, als ich mich frei fühlte von dieses Lehrers Zuchtwang! Ein nie empfundenes Gefühl klopfte in mir! Ich ward halb schon zum Jüngling! War es Drang nach auffichtlosem Herumtreiben? Zerstreungs sucht? oder jugendliche Überflugheit, die des Führers nicht zu bedürfen wähnt? Wahrlich, von allem diesem kam kein Gedanke in meine Seele! Es war das reine Bewußtsein erschienenen Unrechts, es war das treue Selbstgefühl, daß ich so schlecht nicht sei, als er in toller Laune mir oft vorgesagt hatte, es war die frohe Aussicht, selbstätig anstreben zu können, es war die Begierde, zu zeigen, daß ich eines beengenden Gängelbandes nicht bedürfe. Noch erinnere ich mich des Abends vom 5. April 1787 — am Grünen Donnerstage —, wie so schön die Sonne unterging und ich mit einem Gespielen aus freier Brust von dem neuen Leben sprach, das mir aufging.

Mein Vater übergab mich dem Unterricht des Konrektor Müller, und seines alten Hausfreundes, des Subrektor Jary, und er tat wohl daran.

Dem Konrektor Müller danke ich das meiste! — Aus tyrannischem Zwange trat ich in seine liberale Geistespflege. Seine Freundlichkeit, sein offenes, edles Auge, aus dem reine Herzengüte sprach, zog mich beim ersten Gespräch an. Er verstand es, den Sinn für das Wissenschaftliche zu erhöhen. Gründlich war sein Wissen. Der römischen Sprache war er mächtig, in dem Griechischen nicht unerfahren, deutsche Reichsgeschichte, Staatengeschichte — und vor allem Literaturgeschichte waren nebst der Geographie seine Lieblingsstudien. Er hatte wohl nicht einen Feind.

Jary war nicht zum Schulmann geboren — aber nicht ohne Kenntnisse. Er hatte durch Fleiß errungen, was er besaß. Seine Methode war fehlerhaft, aber er meinte es treu mit seinen Schülern und sorgte für sie. Seine religiöse Ansicht war streng orthodox; ich weinte, als er sich über Sokrates' und Ciceros Seligkeit zweifelhaft ausließ! — Dennoch bin ich auch ihm Dank schuldig; er behandelte mich mit ernster Güte, und als er mich 1791 entließ, sagte der alte Mann weinend, im Vor-gefühl, daß seine Laufbahn bald vollendet sei: „Leben Sie wohl! Ich werde Sie nicht wieder sehen, leben Sie wohl, Sie der einzige fast, der mich nicht gekränkt hat!“

Im August 1788 nahm ich zum ersten Mal an der Abendmahlfeier Anteil. Ernst blickte ich in die Höhe und sagte mir wiederholt Kreuzschmars Ode: „Laßt uns des Tempels heiliges Gewölbe jubelnd mit Hymnen unseres Dankes erfüllen! Unsichtbar schwebt hier Gottes Wohlgefallen, aber uns fühlbar! Freudig, den Himmel im Herzen, trat ich zum Altare! — Dennoch, als ich nachmittags auf einem einsamen Spaziergange mich prüfte, war ich unzufrieden mit mir. Was man mir vom Verdienst Christi vordoziert hatte, blieb mir undeutlich, das Grübeln hierüber schwächte also den Eindruck jenes Tages. Ich plagte mich mit dem Begriffe des Versöhnungstodes, und kein Lichtstrahl fiel in meine Seele. Dabei liebte ich die alten Heiden Cicero, Plinius, Sokrates &c. mehr wie manchen Christen zusamt den Aposteln, mehr als alle Juden des Alten Testaments, da mir das Volk Gottes nie sonderlich gefiel. Und doch sollte es zweifelhaft sein, ob Gott den Sokrates zum Erben des Lichtes annehme? Was in aller Welt, dachte ich, konnte mein armer Cicero dafür, daß er nicht später, nicht in Judäa lebte?

So mühte ich mich ab — und war mehr traurig als heiter.

Zur Michaelismesse 1788 nahm mich mein Vater mit nach Leipzig, wohin auch mein Bruder kommen sollte. Freuden des Wiedersehens! Kein Ausdruck vermag sie zu schildern! Meines Bruders Prinzipal gestattete ihm alle Nachmittage, auch manchen Vormittag. Wir konnten uns daher satt sprechen. Bald nahm ich wahr, daß mein Bruder viele freigedachte Schriften über Religion gelesen hatte, vornehmlich auch manches von Bahrdt. Sein eignes Forschen führte ihn noch weiter. Mir machte dies Kummer, denn Jarys strenge Orthodoxie hielt mich gefangen. Doch war ich der Glücklichere. Denn bald nachher gelangte ich auf wissenschaftlichem Wege zu hellerem Denken, mein Bruder, sich selbst überlassen, schwankte hin und

her, welches noch in seinem reifen Alter wahrzunehmen war. Die Frage: warum die Vernunft die Vernunft sei? die unlösbare, hat meinem armen Bruder unsägliche Leiden bereitet. — Freilich half mir mein leichterer Sinn, meine Phantasie, die mich zu den Dichtern hinzog, auch überhaupt mein Gemüt über die dornenvollen Stellen der Grübelei hinweg. Bei meinem Bruder war der Verstand überwiegend.

Drei selige Wochen verschwanden uns. Mir selbst ward ein Vorgenuss der Akademie zuteil, da studierende Zittauer sich bemühten, mir den Aufenthalt angenehm zu machen. Das Theater ward fleißig besucht; wir liebten Schauspiele leidenschaftlich, und hatten, wenn Schauspieler in Zittau waren, unter Leitung des letzten Lehrers einen gewissen kritischen Blick üben gelernt. Don Carlos ward gegeben — Agnes Bernauer — Kaspar der Thorringer, tief blieben die Eindrücke in mir zurück, und ich gestand mir nur leise, daß ich mich als Schauspieler gar nicht übel befinden würde. Auch hier übte das öffentliche Sprechen seinen Zauberreiz an mir aus. Wohl hundert Mal haben wir in jenen Jahren Komödie gespielt, oft aus dem Stegreif. Sonderbar, daß mich die alten Rollen, wie wir sie nannten, vornehmlich ansprachen. Nur mit komischen mochte ich nichts zu schaffen haben, die sich, sonderbar genug, mein Bruder nicht selten wählte, obwohl er zu ernsten Rollen mehr Anlage hatte und ihm, nach meinem Urteile, die komischen sogar oft misslangen. Ein Freund spielte Soldaten-Rollen, an denen ich einen Greuel hatte.

Heil dem öffentlichen Unterricht! Auch er hat bisweilen Mängel, und leider sind oft Schulen Werkstätten der Verführung! Aber wie wahr ist das Wort Quintilians, daß die Kinder die Fehler in die Schule aus dem Hause hineintragen! Groß ist wenigstens der Vorzug, daß öffentliche Anstalten unter Aufsicht stehen, und daß Geistesfreiheit in ihnen mehr gedeiht als bei Privatbildung, des durch Wetteifer geweckten und genährten Aufstrebens eigener Kraft nicht zu gedenken.

Die Wonnestunde schlug. Montags nach Oculi 1789 ward ich nach wohlüberstandener Prüfung durch den Direktor Sintenis eingeführt. Ich wurde sogleich Oberprimaner — Superior — an der dritten Tafel. Das erregte gewaltigen Neid und bereitete mir viel bittere Stunden. Ich, der ohne Falsch und Arges mit jedem es wohlmeinte, verstand nicht, was viele Primaner wollten. Endlich siegte mein gutes Benehmen, ich blieb mir immer gleich und verschmerzte viel. Überhaupt, lange währte es, ehe ich fassen konnte, was Neid sei, da kein Anflug davon in meine Seele kam. Mein klügerer Bruder, dem ich mein Leid flagte, schrieb mir: „Lies Gustav Lindau, oder der Mann, der keinen Neid vertragen will, von Meissner.“ Er hatte recht, und dennoch war ich fünfunddreißig Jahre alt, ehe mir das wahre Licht aufging.

Als jene Neidperiode überwunden war — und Müller sagte: „Sie sitzen, wo Sie hingehören, aber behaupten Sie auch Ihren Platz;“ — öffnete sich eine Reihe glücklicher Tage. —

Ostern rückte heran, ich prüfte mich und fand, daß ich fleißig gewesen war. Besonders bei Müller hatte ich in dem letzten Jahre viel getan. Nur im Griechischen

war ich, wie fast alle, zurückgeblieben, indes konnt' ich mir doch forthelfen. In der Reichs- und sächsischen Geschichte war ich fest, in der Literaturkenntnis für einen noch nicht Siebenzehnjährigen stark; dagegen in Naturwissenschaften schwach, Physik ward nicht gelesen seit Jahren. In der aussereuropäischen Geographie hatte ich Lücken. Am meisten wußte ich Lateinisch. Bogenlange Extemporalien schrieben die Fertigeren von uns fehlerlos nach, in zwei, drei Minuten ward hie und da an der Zierlichkeit gebessert, dann ward sofort vorgelesen. Diese Übungen verdankte ich die Fertigkeit im Lateinsprechen, die ich mir auf der Akademie sogleich aneignen mußte.

Die Zeit meines Abgangs auf die Akademie war gekommen.

Bei aller Fröhlichkeit hatte ich doch auch viel ernste, fast melancholische Stunden. Schon die Trennung von meinen Geschwistern, die ich alle mit inniger Liebe umfaßte, stimmte mich oft traurig. Besonders liebte ich die jüngste Schwester Friederike, so wie sie an mir hing. Zumal im letzten Winter waren wir unzertrennlich, es war, als ahnte ihr, daß wir frühzeitig getrennt werden würden für immer!

Mein Herz war rein, unausgetastet von Lockungen, denen, wie ich wohl wußte, mehrere Mitschüler sich hingaben. Schon damals beschloß ich, auf gleiche Weise auszudauern, dies darf ich jetzt nach dreißig Jahren wohl sagen. Mein Hauptfehler war Jähzorn bis zur Schlagfertigkeit. Und aufbrausende Hitze ist ja noch die Kehrseite an mir! — Dabei war ich schon damals bitter in der Rüge fremder Fehler! Alles dieses und noch mehr sagte mir treue Selbstprüfung. Versöhnlich war ich immer, und mich zu rächen wäre mir unmöglich gewesen.

Mein Herz glühte für Freundschaft, Undank schien mir, wie noch heute, ein schwarzes Laster. — Um endlich auch ein Wort von Jünglingsgefühlen zu sagen, — für Mädchenanmut war ich sehr empfänglich, aber nie überschritt ein verräterisches Wort meine Lippen. Die Liebeleien der Schüler waren mir widerlich, wohl aber konnte ich mich im stillen dem Wunsche überlassen, daß weibliche Herzen mir hold sein möchten. Blass und hager, wie ich war, zweifelte ich zwar oft ernstlich an der Möglichkeit.

Die stille Schwermut, die aus dem Auge L. v. D. blickte, zog mich früher schon an; am liebsten sprach ich mit ihr, führte von den Gespielen meiner Schwester nur sie, wenn wir im Garten herumgingen. Aber sie verließ Zittau bald, und nie ist ein Wort meinen Lippen entflohen — und wie sollt' es auch? Im Jahre 1788 sah ich sie noch ein Mal, seitdem nie wieder.

Die ernsten Schulbeschäftigungen verdrängten jeden ähnlichen Gedanken, obwohl man mich so gut als andere zeigte, wenn ich mit einem Mädchen mehr als mit andern auf den Schulbällen getanzt hatte. Manchmal gab es freilich Augenblicke, wo ich aus Großsturei mich stellte, als läge mir etwas an der Sache, wo doch ganz gewiß nichts war.

Aber bald vor meinem Abgange — auf einem Schulballe — kam ich mit Lorchen L., die mir mein Stern zur Begleiterin meines Lebens bestimmte, zum ersten Mal ins Gespräch. Schon damals gefiel sie mir so wohl! mit keinem Mädchen

tanzte ich lieber und öfter. Es ward mir unheimlich, daß ich in einigen Monaten fort sollte! Auch der Klasse blieb der Eindruck nicht verborgen, man neckte mich. Ich sah finster vor mich hin. Selbst während mehr als sechsjähriger Abwesenheit trat ihr Bild oft vor meine Seele. Gibt es innere Stimmen, — so sprach hier eine!

Der Tag brach an, wo ich von Zittau Abschied nehmen sollte. Meine Geschwister sollten mich bis Leipzig begleiten. Mit Tränen schied ich von Müller, gerührt von allen Lehrern. Abends ging ich noch einsam ins Freie, der Abendhimmel glänzte, der Widerschein fiel auf die Gruft meiner Mutter. Tränen entstürzten mir: „Ja, Mutter! ich gelobe dir, gut zu sein!“ Schnellen Schrittes ging ich nach Hause. „Nun werden wir“, sagte mein Bruder, „nicht mehr“ — miteinander wandern, wollte er sagen, aber Tränen erstickten seine Stimme.

Wir schliefen wenig, sprachen fast die Nacht hindurch — und früh um vier Uhr rollten unsere Reisewagen aus Zittau.“

So erzählt ein tüchtiger Mann aus der Zeit unserer Väter und Großväter von dem Knabenleben in Bürgerhäusern, ehrbar und ernsthaft mit strenger Sittlichkeit und nicht gemeiner Geisteskraft. Noch ist die Innigkeit des Gefühls mit einer Weichheit verbunden, die uns vielleicht einmal lächeln macht, vielleicht röhrt. Es ist ein geschütztes Familienleben in sicherem Wohlstand, aber wie ernst ist dennoch die Empfindung des Kindes, wie arbeitvoll seine Tage! Schon dem jungen Knaben liegt in dem Lernen der größte Genuss, in dem Wissen, das er einsaugt, ein unver siegbarer Quell der Erhebung und Begeisterung.

Auch der hier erzählt hat, sucht den Inhalt seines Lebens in dem Familienleben, das er gründete, in seiner Amtspflicht, in Wissenschaft und Kunst. Großartig und tieffinnig hat er alles erfaßt. Die Politik hat ihn nur verstimmt und erschüttert. Erst der nächsten Geschlechtsfolge regte die Idee des Vaterlandes Leidenschaften auf, neue Kräfte weckend, Neues im Charakter herausbildend.

